

J. K. Wniser
Vater und Sohn

*Vishwäbische Lärner
marian Jassisten
in Nordamerika*

von Eugen Schopf



J. A. Weiser, Vater und Sohn

Schwäbische Bauern machen Geschichte
in Nordamerika

Von Eugen Schopf



Verlag von J. F. Steinkopff in Stuttgart

Gedruckt 1938 von J. F. Steinkopf in Stuttgart

Printed in Germany

Vorwort.

Über J. K. Weiser, Vater und Sohn, ist schon vielerlei veröffentlicht worden. Da jedoch diese Arbeiten theils schwer zugänglich und unvollständig, theils nicht zuverlässig oder gar nur phantasievolle Erzählungen sind, wurde hier versucht, auf Grund der Berichte eine zusammenfassende, allgemeinverständliche Darstellung des Lebens und Werks der beiden Weiser zu geben.

Diese großen Führergestalten sollen dem deutschen Volk bekannt werden, damit es mit Stolz und Wehmut dieser Männer gedenkt, die in Deutschlands traurigsten Zeiten die Heimat verließen und andern Völkern halfen beim Aufbau ihrer Reiche.

Besonderen Dank schulde ich für Unterstützung meinem Vater Ernst Schopf, der als Pfarrer der Heimatgemeinde der Weiser Forschungen über das Leben der berühmtesten Söhne der Gemeinde angestellt hat, ferner Herrn Rudolf Weiser, der als Nachkomme des Bruders von J. K. Weiser d. A. viel an Berichten über seine großen Verwandten gesammelt hat, dann in außerordentlicher Weise Herrn Otto Lohr vom Deutschen Ausland-Institut in Stuttgart, der in freundlichster Art sein reiches Wissen zur Verfügung stellte.

Der Verfasser.

Zur Einführung.

Millionen Deutscher sind nach Amerika ausgewandert. Für die Vereinigten Staaten von Nordamerika berechnet J. E. Mannhart im Jahr 1900 mehr als 13 Millionen Deutschstämmige. Allein im Staat Pennsylvanien beträgt die Zahl dieser dem deutschen Vaterland verlorenen Volksgenossen 1,7 Millionen.

Unter diesen nach Nordamerika ausgezogenen Deutschen sind mehr als 600 000 Schwaben, die dort eine neue Heimat gefunden haben. Unter ihnen ragen einige wackere Schwaben ganz besonders hervor, die, jeder eine andere schwäbische Sonderbegabung darstellend, von entscheidender Bedeutung geworden sind für die politische, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung der Vereinigten Staaten.

Am meisten bekannt ist wohl in seiner alten Heimat der separatistische Kolonisateur Rapp, der fromme, eigenbrötlerische Sinnierer, der 1803 auswanderte, um mit etwa 800 Anhängern eine Gemeinde im urchristlichen Sinn zu gründen. Schwäbischer Hang zum Grübeln, die Gabe für das Religiös-Philosophische, eigener Sinn bis zum Eigensinn kommen in ihm zum Ausdruck.

Der Erfinder der Segmaschine, Mergenthaler, offenbart schwäbischen Bastel- und Erfindersinn in besonders deutlicher Weise.

Die andern sind leider in ihrer Heimat wenig bekannt, darunter die beiden Weiser. Der Vater war schon eine starke Führernatur und wurde der Pionier für die Besiedlung des westlichen Pennsylvanien. Der Sohn hatte ganz entscheidenden Einfluß auf die politische Entwicklung von Nordamerika. Diese beiden Männer vertreten besten schwäbischen Bauerntrog und -stolz.

Die Schicksale der Weiser zeigen mit erschütternder Klarheit das Schicksal der deutschen Auswanderer überhaupt, unsagbare Not und doch immer wieder ein noch größeres und damit siegreiches Heldentum.

Johann Konrad Weiser, der Vater

1709 verließen 14 000 Pfälzer und Schwaben die Heimat.

Im Frühjahr und Sommer des Jahres 1709 bot sich den an alle Schrecken furchtbarster Kriege gewöhnten Anwohnern des Neckars unterhalb Marbach und des Rheins von Mannheim abwärts ein neues, überaus trauriges Schauspiel. In immer neuen Zügen kamen Hunderte, Tausende von Männern, Frauen und Kindern daher. Ihren ärmlichen Besitz und die kleinen Kinder führten sie in Handkarren mit sich, die Frauen trugen vollbepackte Körbe auf dem Kopf, und die Männer schleppten auf dem Rücken, was sie tragen konnten. Zu den Württembergern gesellten sich Tausende von Leidensgenossen aus der Rheinpfalz.

Es waren Auswanderer, die in heller Verzweiflung ihre Heimat verließen. Ein Ziel hatten sie alle, Amerika, wo sie das Gelobte Land einer neuen, besseren Heimat erhofften. Viele mögen den Armen und Elenden nachgesehen haben, zuerst voll Mitleid, dann aber des eigenen Elends gedenkend, wieder doch mit Neid, da diese Menschen wenigstens noch eine Hoffnung hatten. Sie packten selber ihr Bündel, verkauften ihr bißchen Besitz und zogen den Vorausgegangenen nach.

So ging der Zug des Elends vom Frühjahr bis zum Sommer den Neckar, den Rhein hinunter, Schwaben und Pfälzer untereinander.

Es war der erste große Auswanderungszug nach Amerika, der meist der Pfälzische heißt. Weil es Pfälzer waren, die zuerst 1708 in größerer Anzahl über London nach Amerika gekommen waren, hieß man dort alle Deutschen, die ihr Heil außer Landes suchten, Pfälzer, so daß in einem englischen Bericht einmal gesprochen wird von einem Pfälzer aus Holstein (a Palatine from Holsteyn). Es waren aber ebensoviele Schwaben dabei, und aus diesen Schwaben erwuchsen der verzweifelte Herde zusammengewürfelter armer Menschen ihre besten Führer, Johann Konrad Weiser, Vater und Sohn.

Wer diese Auswandererzüge sah, mochte ihren Mut bewundern. Aber kaum jemand dachte daran, wieviel deutsches Blut, wieviel deutsche Tüchtigkeit, wieviel auch deutsches Gut damit verloren ging für das deutsche Volk. Es gab ja damals kein deutsches Volk, kein Deutsches Reich. Es waren nur Angehörige kleiner Stättchen, deren Herrscher verantwortungslos mit deutschem Blut umgingen. Diese verkauften ja auch ihre Landesfinder als Soldaten an fremde Völker, um aus dem Blutgeld ihren Maitressen Schmuck kaufen zu können.

Die Folgen des Dreißigjährigen Kriegs.

Niemand konnte sich wundern, daß so viele die Heimat verließen. Denn das Elend war ja allenthalben grenzenlos geworden.

Die Väter hatten noch die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges erlebt, wo in Württemberg durch das schauerliche Kriegsgemegel und seine Genossen, den Hunger und die Pest, von 400 000 Menschen 340 000 zugrunde gegangen waren, und 36 000 Gebäude in Schutt und Asche gelegt wurden. In Frankental in der Rheinpfalz, die besonders schlimm zu leiden gehabt hatte, waren am Ende des

furchtbaren Krieges von 18 000 Einwohnern noch 324 übrig.

Ein nicht zu beschreibendes Elend war daher die Jugend der Väter dieser Auswanderer gewesen. Oft genug hatten sie sich von Gras und Baumblättern ernähren müssen. Hunde, Katzen, Mäuse waren in manchen Zeiten Leckerbissen gewesen, und auch Menschenfleisch wurde nicht verachtet, so daß Erhängte vom Galgen geholt wurden und kaum die Toten im Grabe sicher waren. Die Felder, die nicht mehr angebaut werden konnten, waren mit Dornestrüpp überzogen, die Weinberge lagen wüste, und an Stelle reicher Ortschaften standen armselige Hütten.

Nach dem Krieg hatte die arme Bevölkerung die Arbeit wieder aufgenommen. Aber wo ein Bauer pflügte, mußten andere Wache stehen, um ihn vor Gesindel und den zurückgebliebenen Soldaten, die nun ganz zu Marodeuren geworden waren, zu schützen. Unglaubliches wurde geleistet unter größter Mühe und Entbehrung. Dörfer, Städte wurden wieder aufgebaut, die schlimmsten Krankheiten hörten allmählich auf

Die französischen Raubkriege.

Kaum aber waren die gräßlichsten Wunden vernarbt, kaum begannen die Menschen wieder freier zu atmen und zu hoffen, da kamen die Raubkriege Ludwig XIV über Süddeutschland, die von 1672 an hauptsächlich über die Pfalz gingen, in denen Straßburg 1681 geraubt wurde. Mit dem berühmten Recht auf „Reunionen“ das war ähnliches Recht, wie in unseren Tagen die Reparationen fielen die französischen Räuberhorden über die süddeutschen Länder her. Das Furchtbarste kam im pfälzischen Erbfolgekrieg, wo Ludwig XIV den entsetzlichen Befehl gab, die Pfalz in eine Wüste zu verwandeln („Brûlez le Pa-

latinat!"). Im März 1689 begann die bestialische Verwüstung. Der französische Heerführer Melac sein Name wird immer Inbegriff rohester, verbrecherischer Banditenkriegsführung bleiben zerstörte am 2. März 1689 das prachtvolle Heidelberger Schloß, am 5. März machten die Nordbrenner Mannheim dem Erdboden gleich. Am 27. Mai wurde den Bewohnern von Speyer verkündet, daß ihre Stadt niedergelegt würde, sie selber aber mit ihrer wertvollsten Habe abziehen könnten. Grausiger als Mongolen wüteten die Franzosen. Sie schändeten sogar den Dom, rissen dort beigesetzte deutsche Kaiser aus ihren Grüften und spielten betrunken und verroht Regel mit ihren Schädeln. Die 400 Wagen, auf denen die Flüchtenden ihr Bestes gepackt hatten, wurden unter dem Hohne der „Sieger“ beschlagnahmt. Am 31. Mai wurde aus Worms ein Schutthaufen. Dann zogen die Räuberbanden sengend und plündernd über Bruchsal und Pforzheim nach Württemberg, wo die Ruine des herrlichen Klosters Hirsau noch heute Zeuge jener namenlosen Frevel ist. Obstbäume und Weinberge wurden umgehauen, und was irgend zu verwüsten war, wurde zerstört. Was schlimmste Verbrecherphantasie ersinnen kann, wurde ausgeführt. Als einst die unglücklichen Bewohner einer Stadt um Gnade flehten, zeigte der französische General mit den Worten: „Der König will es“, einen Zettel mit 1200 Namen von Orten, die alle der Zerstörung geweiht waren.

Als nach einigen Jahren die Dörfer und Städte notdürftig wieder aufgebaut waren, kamen die Räuberheere wieder. So wurde am 18. Mai 1693 Heidelberg wieder zerstört.

An die furchtbaren Raubkriege, den Pfälzischen Erbfolgekrieg von 1688—1697 schloß sich dann der Spanische Erbfolgekrieg von 1701—1714 an, der wiederum über

Süddeutschland entsetzliches Elend brachte. Stuttgart erfuhr damals eine dreitägige Plünderung, und wieder mußten die armen Menschen Hab und Gut zurücklassen, ihr nacktes Leben retten in die schützenden Wälder.

Schlechte Landessväter.

Statt in solchen Schreckenszeiten Schutz zu finden bei den verantwortlichen Herren ihrer Länder, wurden die Württemberger und Pfälzer von ihren Landessvätern aufs schamloseste ausgebeutet. 1690—1716 regierte über die Rheinpfalz der Kurfürst Johann Wilhelm, der kein Mitleid hatte für seine besitz- und heimatlos umherirrenden Landesfinder, vielmehr in Gaus und Brans residierte in Düsseldorf, wo er keinen größeren Ehrgeiz hatte, als den Verwüster seiner Lande, den französischen Sonnenkönig nachzuäffen in Luxus und Grausamkeit. Er errichtete sich selbst ein Denkmal in Düsseldorf und ließ darauf die Inschrift meißeln: *grata civitas* (von der dankbaren Bürgerschaft).

In Württemberg regierte 1677—1733 der prachtliebende Eberhard Ludwig, der sich in Nachbildung von Versailles eine prunkvolle, für sein kleines Land riesenhaft große Residenz in Ludwigsburg bauen ließ, und für seine Maitresse von Grävenitz und ihre Lannen das ausgeraubte Land ausaunte bis zum Letzten. Diese hatte einmal mitten im Sommer den Wunsch, Schlitten zu fahren. Da wurde die Straße mit Salz bestreut, damit sie die Illusion des Winters haben konnte. Hatte Ludwig XIV mit seinem Wort: „Ich bin der Staat“ den Absolutismus zu höchster Entfaltung gebracht, so echote Eberhard Ludwig: „Ich bin der Papst in meinem Land.“ Sein Nachfolger war Karl Alexander, dessen Finanzkünstler, der Jude Süß Oppenheimer, das Land vollends ganz ruinierte. Als der Herzog bald starb, glaubte das Volk, der Teufel habe ihn geholt

und hängte seinen Finanzminister an einen 16 Meter hohen Galgen.

So lag auf den gequälten Völkern nicht nur die Last entsetzlicher Kriege mit ihren Greueln, mit ihren Einquartierungen, Kontributionen, mit den Seuchen, die ihr Gefolge bildeten, unter denen die „hizigen Sichter“ besonders gefährlich wüteten. Wo etwas übrig blieb, oder wo man sich mit fleißigster Arbeit und elendesten Entsayungen zu erholen begann, da kam von jenen Fürsten ein ungeheurer Steuerdruck dazu. Der Bauer, statt sein Feld bestellen zu können, mußte sich zu Treibjagden stellen, die ihm seine Acker noch verwüsteten. Wehe ihm aber, wenn er gegen den großen Wildschaden selber einschritt oder sich im Hunger erlaubte, dem Fürsten ein Stück Wild wegzunehmen! Dazu mußte er Fronarbeit leisten, und die herrlichen Schlösser, die wir heute bewundern, haben nicht nur viel Geld, sondern auch viel Blut und Tränen gekostet.

Zu alledem kam, daß durch die damalige Erbteilung auch große Güter Zwergbesitz wurden, so daß sie keine größere Familie ernähren konnten. Ein Staatsmann jener Zeit schreibt: „Heutzutage ist der Landmann die armseligste unter allen Kreaturen, er wird unaufhörlich mit Frondiensten, Botenlaufen, Treibjagden, Schanzengraben und dergleichen geängstigt. Was dem Wildzahn entrisßen wird, nimmt ein rauher Beamter auf Abschlag der rückständigen Steuern weg. Die Scheunen sind leer, wo sie nicht niedergebrannt sind. Die Hütten drohen zusammenzufallen, die Bewohner sehen elend und verkommen aus.“

Religiöse Bedrückung.

In solchen Nöten und Ängsten, in denen viele stumpf und lahm oder gleichgültig und leichtsinnig wurden, suchten tiefer Veranlagte nach Sinn und Halt des armseligen

Lebens in höheren Regionen. Ein großes religiöses Suchen begann. Es entstanden viele neue religiöse Gemeinschaften, die von der herrschenden rationalistischen Kirchentheologie nicht genug für ein suchendes, geängstetes Herz bekamen, und die es satt hatten, in den konfessionellen Streitigkeiten um die rechte Gläubigkeit mitzutun. Sie gingen ihre eigenen Wege, gründeten Sondergemeinschaften, Sekten: die Pietisten, die Herrnhuter, die Quäker, die Mennoniten, die Wiedertäufer, die Siebentäger usw. Irgendwo bei einem „Bruder“ kamen sie zusammen, um sich zu erbauen. Sie wollten, wie sie es eben verstanden, das Christentum neu lebendig werden lassen, in Wort und Tat.

Aber nicht einmal hier ließ man die geplagten Menschen Ruhe und Trost finden. Regierungen und Kirchen standen diesen Neuerungen und Sonderbestrebungen mißtrauisch und feindselig gegenüber. Es galt noch der Grundsatz: „cuius regio, eius religio“, das heißt, daß die Religion der Untertanen sich richten mußte nach der des Landesherrn. So zwang der ausschweifende Schwachkopf, Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz, während der Einfälle der Franzosen die Pfälzer zum katholischen Glauben, obwohl auf sechs Pfälzer nur ein Katholik kam. Das war innerhalb eines Jahrhunderts für das Land der fünfte Glaubenswechsel, diesmal um so fürchterlicher, als die Feinde, die Franzosen, hierin mit dem Landesherrn ein Ziel hatten. Diese politische Zielrichtung der Katholisierung brachte dann allerdings Preußen und England auf den Plan, die 1705 eine Religionsdeklaration zustande brachten, wodurch wenigstens dem Papier nach der schlimmste Druck aufhörte.

Als zu allem Elend hin noch der Winter 1708/1709 härteste Kälte brachte, so daß, wie berichtet wird, der Wein im Faß gefror, der Vogel im Flug, und somit der Weinbau auf Jahre hinaus vernichtet war, wurde für die

Weinbauern Württembergs und der Pfalz die Lage unerträglich. Verzweifelt standen die Menschen der Gewalttat, dem Hunger, den Seuchen gegenüber, jede Hoffnung verlierend, geschunden an Leib und Seele.

„Das Goldene Buch“ lockt nach Amerika.

Da kam wie eine Rettung aus dem Himmel eine englische Flugschrift ins Land, „Das Goldene Buch“ Sie hatte diesen Namen, weil ihr mit dem Bild der Königin Anna geschmückter Titel in Gold gedruckt war. Darin wurde das Leben in Amerika verlockend geschildert. Dort herrschte Freiheit, dort war man sicher vor grausamen Feinden und vor brutalen Landesfürsten. Dort gab es Land genug für jeden. Dort war jeder seines Glückes Schmied. Dort arbeitete man für sich selbst und seine Kinder, und es herrschte Religions- und Gewissensfreiheit. Die Überfahrt in dieses gelobte Land sollte sogar frei sein.

Das war Himmelsmusik in den Ohren der Armen, die nur Kriegsgeschrei und Wehklagen seit Jahren gehört hatten. Es klang kaum glaubhaft wie ein Märchen. Darüber vergaß man alle Schwierigkeiten und Gefahren. Man durchschaute nicht, daß es den Engländern nicht bloß um Menschenfreundlichkeit und um Unterstützung des Protestantismus ging, sondern auch um billige Arbeitskräfte und Schutztruppen gegen Indianer und Franzosen. Man hörte nur den Lockruf „Freiheit und Brot“, und bald ging ein Rüsten an in allen Dörfern und Städtchen im unteren Schwabenland und in der Pfalz zum großen Zug über das Meer.

Anderere waren ja schon vorausgezogen. Man hatte viel gehört von dem frommen Engländer Penn, dem Sohn des großen Admirals, des Eroberers von Jamaika. Er hatte als Quäker für seinen Glauben viel leiden, sogar im Ge-

fängnis schwächen müssen. In Nordamerika hatte er eine Freistadt gegründet für alle wegen ihrer religiösen Anschauungen Verfolgten. Es war ihm dort als Entschädigung für eine Forderung von 16 000 Pfund Sterling, die sein Vater an die englische Krone hatte, ein großes Gebiet am Delaware, südlich von Newyork, zugewiesen worden, das er dann trotzdem nochmals den Indianern abkaufte, um aller Gerechtigkeit Genüge zu tun. Penn hatte selber mit deutschen Predigten unter den Mennoniten am Unterrhein geworben. Solche waren dann unter der Führung von Pastorius nach Pennsylvanien gefahren, wie das Land Penns hieß. In Deutschland sprach man von der Insull Phanien und stellte sich darunter das Gelobte Land vor. Die Hauptstadt, 1681 gegründet, hieß Philadelphia, das heißt Stadt der Bruderliebe. Nicht weit davon wurde den Deutschen Land zugeteilt und sie gründeten die erste deutsche Stadt Germantown am 24. Oktober 1683, die heute ein Vorort von Philadelphia ist. Von hier ging 1688 die erste Protestschrift gegen die Sklaverei aus: „Oh, die Ihr solche Dinge tut, überlegt, ob Ihr in gleicher Weise behandelt werden möchtet, und ob es sich mit wahrem Christentum verträgt.“

Von dem allem hatte man in der Heimat gehört, auch daß Pfarrer Josua von Rochertal 1708 mit 55 Leuten aus der Pfalz in England gut aufgenommen und wohlbehalten in die Neue Welt gekommen war. Sie hatten dort die Siedlung Neuburg gegründet und waren sogar kostenfrei in England naturalisiert worden. Aus einem Pfälzer ein Engländer werden können, hieß damals dem Elend entfliehen in eine bessere Welt.

Ausbruch nach dem „Gelobten Land“

Das alles ließ Tausende im Frühjahr 1709 den Entschluß fassen, die trostlose Heimat zu verlassen. Möchte es

schlimm kommen, wie es nur sein konnte, schlimmer als daheim konnte es nicht sein. Aber man hatte wenigstens Hoffnung. Wagemut, Unternehmungsggeist und Wandertrieb regten sich. Ganze Familien, vom alten Großvater bis zum kleinen Kind, wanderten oder fuhren mit ihrer armseligen Habe neckarabwärts zum Rhein. Von dort ging es mit den Pfälzer Leidensgenossen vom Linksrheinischen, besonders von der Landauer Gegend, die 1707 furchtbar vom Krieg betroffen war, auf Flößen den Rhein hinunter nach Rotterdam. Während des Frühjahrs und Sommers wurden es etwa 14 000, die auswanderten. Die Fahrt nach Rotterdam dauerte vier Wochen. Es waren dabei nicht weniger als dreißig Zollstationen zu passieren, die langen Aufenthalt verursachten. In Rotterdam wurden sie von dem dortigen englischen Gesandten d'Uyrolles in Empfang genommen, der den Befehl hatte, alle Deutschen auf königliche Kosten zu verpflegen und nach England zu befördern. Man hatte Mitleid mit den Bedrängten und unterstützte die Protestanten aus politischen Gründen gegen die katholischen Mächte Frankreich und Spanien. Auch hatte am 21. Mai 1709 der große englische Feldherr Marlborough ein gutes Wort eingelegt im Parlament für die Pfälzer und Schwaben, die er von seinen Feldzügen im Spanischen Erbfolgekrieg kannte. Als der Zustrom der Deutschen über alles Erwarten groß war, bekam allerdings der englische Gesandte in Rotterdam den Befehl, niemand mehr zu befördern, sondern alle zurückzuschicken. Am 24. Juni 1709 wurde öffentlich bekannt gemacht, daß kein Zuzug mehr angenommen werde.

J. K. Weiser verläßt Großaspach.

Einer dieser 14 000 war Johann Konrad Weiser aus Großaspach, Kreis Backnang. Auch seine Heimat war in

den Kriegszeiten schlimm verheert worden. Im Dreißigjährigen Krieg, schreibt der Ortspfarrrer Hägelin, der zu Weisers Zeit die Gemeinde betreute, „sind die meisten Pfarrkinder wegen Kriegs- und erbärmlicher Hungersnoth theils Hunger gestorben, theils in frembde Länder, ihr Nahrung und Lebensmittel suchen gegangen. Noch 1653 ist der hiesige Weingardsberg umb des leydigen Kriegs und mangel der leuth willen noch wüßt gelegen.“ Auf einem großen Teil der Markung konnte „wegen mangel der Untertanen, auch wegen des Gewildts nichts gebaut werden“ Als die Gemeinde sich von diesem Elend notdürftig erholt hatte, wurde am 18. Juli 1693 der Ort überfallen von den französischen Horden. Hägelin berichtet, daß er „wegen allzuplöglichem Einfall des Feindes mit leerer Hand sich auf die Flucht begeben und alles mit dem Rücken ansehen müssen, wie theils durch Raub in der Plünderung, theils in Rauch alles auf und zugrunde gegangen und verloren“ Kirchenbücher und alles war vernichtet. 24 Gebäude lagen in Asche. So schlimm stand es nun wieder, daß ein Angehöriger einer angesehenen Familie, aus der Weisers Frau stammt, „Hans Übelin, ein alter Bürger, mehrerentheils aus Hunger und pfleglos verschmachtete“ Die arm gewordene Gemeinde mußte nach vier Seiten zehnten, hatte sonst noch harte Auflagen mit Frondienst usw. 1707 waren die Franzosen wieder plündernd durch Großaspach marschirt, hatten Kontributionen mitgenommen und dafür die „hizigen Sichter“ zurückgelassen, woran die Betroffenen nach zwei Tagen starben.

Auch hier mußte die Kunde von Amerika wie eine Erlösung erscheinen, und der Auswanderertrieb packte auch Johann Konrad Weiser. Er stammte aus angesehener Familie. Vater und Großvater waren Schultheißen (Bürgermeister) gewesen, und auch der Bruder Hans Michael war es. J. K. Weiser war lange Soldat, zu-

lebt Korporal im Württembergischen Blauen Dragoner-
 Regiment. Im Taufbuch heißt er 1699 noch Korporal im
 Dragoner-Regiment. Im Oktober 1700 wird er im Kir-
 chenregister aufgeführt als „Beckh und gewesener Korpo-
 ral“ So hat er also 1700 den Dienst quittiert und sich
 als Bäcker in seinem Heimort niedergelassen. 1705 wird
 die Trauung seiner Tochter Maria Katharina registriert:
 „Hans Konrad Weisers, Bürgers und Beckhen allhie,
 auch gewesenen Korporals unter dem hochlöblichen Kar-
 linischen Dragonerregiment eheliche Tochter.“ Am 1. Mai
 1709 hat er seine Frau Anna Magdalena geborene Abe-
 lin verloren. Der Sohn schreibt darüber in seinem Tage-
 buch, in dem er gegen Ende seines Lebens das Wichtigste
 notiert hat: „Anno 1709 ist meine Mutter in die Ewig-
 keit gegangen, den ersten Tag Mai im 43. Jahr ihres
 Alters, als sie mit ihrem 16. Kind*) schwanger ging, hinter-
 lies Kinder Katharina, Margreda, Magdalena, Sabina,
 Konrad, Georg Friedrich, Barbara, Christoph, Johann
 Friedrich und ward allda, bey ihren Voreltern begrab-
 en: Sie war eine Gottesfürchtige und bey ihren Nach-
 bare sehr geliebte Frau. Ihr Wahlspruch war: ‚Jesus
 Dir leb ich, Dir sterb ich, Dein bin ich todt und lebendig.‘
 In gemelten Jahr nemlich 1709 ist mein Vatter aus
 Großen Ostbach weggezogen, den 24. Juny, hat 8 Kinder
 mitgenommen: Meine älteste Schwester Cathrina blieb
 alda bey ihrem Mann, Konrad Boß, mit welchem sie be-
 reits 2 Kinder erzeugt. Mein Vatter ließ ihnen sein Haus,
 Acker, Wiesen, Weinberg und Gärten: Sie konnten ihm
 nicht mehr als 75 Gulden aufbringen, das übrige bis zu
 600 Gulden hat mein Vatter nachmals sollen abholen
 lassen, ist aber nicht geschehen und ist ihnen nun geschenkt.“

So machte sich also der 45jährige Witwer auf, um ein
 neues Leben im neuen Land zu beginnen. Fünf Kinder und

*) Nach dem Kirchenregister von Großaspach das 15. Kind.

die Frau hatte er in der Heimat begraben. Mit acht Kindern, wovon das viertälteste, Konrad, der weltgeschichtliche Bedeutung erlangen sollte, 13 Jahre alt war, und mit 75 Gulden verließ er die Heimat. Wie groß muß das Elend gewesen sein, daß es solche Leute forttrieb! Wie groß muß aber auch der Mut gewesen sein, der den Mann beseelte, daß er mit acht mutterlosen Kindern die schwere Reise ins unbekannte Land unternahm!

Er wird uns überall geschildert als ein tapferer Mann, treu und bieder, dessen Kraft und Mut sich in der Gefahr steigerte bis zum härtesten Troß, so daß er lieber sterben wollte als nachgeben. Er war eine „echt schwäbische Bauernnatur, wahr und redlich, aber auch schroff und eckig, hartnäckig und querköpfig“. Der Gouverneur von Newyork klagte später über ihn: „Weiser ist der Rädelsführer. Die Ansiedler wären zufrieden, wenn Weiser sie nicht immerfort aufhegen würde.“ Er war aber nicht bloß erfüllt von stolzem Bauerntroß, von soldatischem Mut, der keine Gefahr fürchtete, sondern auch von großem Verantwortlichkeitsgefühl, von seltener Pflichttreue, schlichter Frömmigkeit und felsenfestem Gottvertrauen.

Damit wurde er zum Führer des wichtigsten Teils der Auswanderer, damit zu einem der bedeutendsten Pioniere der Besiedlung Nordamerikas.

Bald hatten die Auswanderer, eine recht bunt gemischte Menschenmenge, starke Führung bitter nötig. Neben solchen, die wegen ihrer tief innerlichen Frömmigkeit das Land verlassen hatten, oder solchen, die nur in Fleiß und Ehrlichkeit für sich und ihre Kinder Brot suchten, waren doch auch manche, denen der heimatliche Boden zu heiß geworden war und die abenteuerhaft ins neue Land fuhren. Die große Menge jedenfalls waren schlichte, einfältige Leute, verängstigt und ganz unselbständig, die allein nur zu leicht fremden Ausbeutern zum Opfer gefallen wären.

Die Auswanderer auf der Schwarzen Heide bei London.

Die englische Regierung war für die Aufnahme solcher Massen gar nicht vorbereitet. 1400 wurden in einem Warenlager untergebracht, viele in den Vororten Londons. Tausend Armeezelte gaben der Mehrheit notdürftige Unterkunft auf der Schwarzen Heide zwischen London und Greenwich. Zuerst war die Freigebigkeit auf die Mahnungen und das gute Beispiel der Königin hin groß und man hatte Mitleid mit den Flüchtlingen. Mitte Juni waren schon 6520 Menschen über den Kanal gekommen. Fast jeden Tag kamen neue nach. Das Lager wurde ein beliebter Ausflugsort für die Londoner, die sich die Auswanderer beguckten als Sehenswürdigkeit. Man bemitleidete sie, beschenkte sie, man lachte auch und spottete über sie. Ein in London erschienenes Flugblatt schrieb: „Ihre Zeit verbringen sie mit Arbeit und Gottesdienst. Sie haben morgens und abends Gebete und jeden Sonntag eine Predigt. Einige beschäftigen sich mit Anfertigen billiger Spielsachen, welche sie der täglich sie besuchenden Menge für ein Geringes ablassen. Sie geben sich mit sehr gewöhnlicher Nahrung zufrieden. Ihr Brot ist braun und das von ihnen genossene Fleisch von der minderwertigsten Sorte. Aber sie verzehren dasselbe unter Zugabe einiger Wurzeln und Kräuter in Frohsinn und Dankbarkeit. Im ganzen erweisen sie sich unschuldig, arbeitsam, friedfertig, so daß sie eher ein Segen als eine Bürde für jenes Land sein dürften, in dem sie angesiedelt werden sollen.“

Diese Flugschrift war zur Verteidigung geschrieben. Denn immer mehr erhoben sich Stimmen gegen die Deutschen. Wozu brauche man noch Zuzug von Armen, die man ernähren müsse, wo man doch selber genug im Lande habe? Es kamen Beschwerden von der Londoner Bevölkerung, die fürchtete, Extrasteuern wegen der Deutschen be-

zahlen zu müssen. Die Erregung wurde so groß, daß das Gesetz, wonach die Deutschen englische Staatsbürger werden sollten, aufgehoben wurde. Es war die Einbürgerung von Fremden beschlossen worden, als es galt, die großen Kapitalien der aus Frankreich geflohenen Hugenotten für England festzuhalten. An den armen Deutschen hatte man kein Interesse. Die Stimmung schlug immer mehr zum Schlimmen um. Die Kosten wuchsen, die freiwilligen Spenden hörten auf. Für Unterhalt und Beförderung wurden beim Parlamentsauschuß 135 775 Pfund Sterling berechnet. Da ist es verständlich, daß man immer mehr suchte, die Last loszuwerden. Auch für die Deutschen wurde die Lage unerträglich. Waren sie dazu aus der Heimat gegangen, um hier im Elend zugrunde zu gehen? In den vollgepfropften Lagern ohne sanitäre Einrichtungen brachen Seuchen aus, so daß über tausend starben. So mußte gehandelt werden.

Die Not der Auswanderer wird für England ein gutes Geschäft.

Das geschah mit großer Rücksichtslosigkeit, wobei die oberste Frage wurde: Wie ist dieses Menschenmaterial am besten zu verwerten? Nach Amerika wollte man nicht alle bringen, das würde ja eine Überlegenheit der Deutschen über die Engländer bringen. Sie sollten dort nur die Arbeits- und Kriegsarmee bilden für die Engländer, die deren Offiziere sein wollten. Auch würde die Überfahrt zu teuer, und man konnte vor allem viele im Land gebrauchen. Darum hieß es, daß man nicht genügend Schiffe habe, um alle nach Amerika zu bringen. Die verzweifelten Auswanderer waren aber in der Mehrheit so zermürbt und willenlos, daß sie alles mit sich anfangen ließen.

Sie waren zu vielerlei zu gebrauchen. Unter den Männern waren 1838 Landwirte und Weingärtner, 78 Bäcker,

477 Maurer, 124 Zimmerleute, 68 Schuhmacher, 99 Schneider, 29 Metzger, 45 Müller, 14 Gerber, 7 Strumpfwirker, 13 Sattler, 2 Glasbläser, 3 Hutmacher, 18 Schullehrer, 83 Schmiede, 2 Ärzte u. a.

Die jungen Männer wurden für Heer und Marine angeworben. Die Mädchen wurden Dienstmägde. Kräftige Männer sandte man in die Bergwerke und zu der eben aufkommenden Industrie. Die süddeutschen Bauern, die in den Wintermonaten vielfach hinter den Webstühlen gesessen hatten, und besonders die gelernten Weber, waren gut in Irland zu verwenden zur Hebung der dortigen Webereien. 3800 wurden dorthin gebracht und trugen zugleich zur Stärkung des protestantischen Bevölkerungsteils bei, was politisch der englischen Regierung sehr erwünscht war. Sie sind spurlos in der Bevölkerung aufgegangen. Tausende von Katholiken, die nicht zum Protestantismus übertraten, wurden auf Kosten der Königin nach Rotterdam zurückgeschickt. Sie konnten sehen, wie sie heimkamen und wie sie dann in der Heimat, von der sie sich schon gelöst hatten, neu beginnen konnten. Etwa 500 wurden unter Graffenrieds Führung nach Karolina und Virginien als Schutzwall gegen die Indianer gesandt. Sie sind dort fast völlig zugrunde gegangen.

Nur ein Teil darf nach Amerika.

3—4000 Auswanderer, unter denen besonders viele Schwaben waren, auch Weiser mit den Seinen, die darauf bestanden, nach Amerika zu kommen, nahm der neuernannte Gouverneur von Newyork, Oberst Hunter, mit. Sie waren glücklich, doch das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen. Ihre Hoffnung war durch einen Besuch von Häuptlingen der Mohawk-Indianer neu entflammt worden. Diese waren von der englischen Regierung nach Lon-

don eingeladen worden, um den nötigen Respekt vor der Macht und Größe Englands zu bekommen. Sie besuchten auch das Lager auf der Schwarzen Heide und konnten nicht genug staunen, so viele Menschen beisammen zu sehen. Als sie hörten, daß diese Land haben wollten, lachten sie. Sie hatten ja genug Land. Sie versprachen, den Flüchtlingen von ihren Jagdgründen Land zu geben, und sie sollen damals der Königin das Land im Schoharietal ausdrücklich für die Deutschen geschenkt haben. Damit war nicht mehr ganz allgemein Amerika, sondern schon ein bestimmtes Gebiet, das Ziel der Auswanderersehnsucht. Vergessen war alles Elend. Die Blicke gingen wieder in die Zukunft, ins Schoharietal. Man übersah auch die Mühen und Gefahren der Seefahrt.

Die Schrecken der Überfahrt.

Im April 1710 stachen zehn Schiffe mit über 3000 Menschen in See. Da die kleinen Schiffe auch viele Geräte und andere Frachten mitführen mußten, kann man sich denken, daß die Auswanderer wie die Heringe zusammengepackt wurden, nicht als Passagiere, sondern als Menschenware verfrachtet. Die Überfahrt, die acht Wochen dauerte, war eine Qual ohne gleichen, zumal die Leute völlig seewohnungsunfähig und die Schiffseinrichtungen denkbar primitiv waren. Medikamente und ähnliche Dinge gab es nicht. Es gab in der Woche nur viermal etwas Warmes, da es gefährlich war, Feuer zu machen. Kein Wunder, daß auf der Überfahrt 470 starben an „Halsbräune“ und anderen Krankheiten. Statt ihr Gelobtes Land zu erreichen, wurden sie auf hoher See versenkt, und vielen, die den Toten nachsahen, ward o elend zu Mute, daß sie die Toten eher beneideten als betrauertem.

Man kann sich von den unsäglichen Strapazen, denen

besonders die kleinen Kinder nicht gewachsen waren, einigermaßen eine Vorstellung machen, wenn man die Schilderung liest, die eine Herrenbergerin 1781 in einem Briefe gibt von ihrer Fahrt, die sie auf schon viel besser eingerichtetem Schiff und als zahlender Passagier mitgemacht hat.

Brief einer Württembergerin.

„Mit bebendem Fuß und unbeschreiblichem Empfinden betrat ich das Schiff. Alle Passagiere waren versammelt; es waren meist Bauern und Handwerksleute mit ihren Familien. Der Kapitän ließ mir die Wahl, in welcher Kajüte ich mein Logis nehmen wollte, ich faßte deswegen alles scharf ins Auge und zog endlich zu einem Zimmermann, der mit seinem Weibe und zwei Kindern auf dem Schiff war und durch seine ehrliche Miene mir Zutrauen eingeflößt hatte. Nach einigen Stunden brachte mir der Koch ein Butterbrot, das aber nicht geeignet war, Appetit zu machen. Sein Anblick war ekelerregend, denn die Butter war voller Haare, Geruch und Geschmack waren noch häßlicher. Ich dachte, wenn es mit der Butter jetzt schon so steht, wie wird es erst am Ende der Reise werden; hier konnte ich zugleich meine Zähne am Pumpernickel versuchen. Des Abends wartete ich lange auf ein Nachtessen, aber vergeblich, ebenso vergeblich als des andern Morgens auf ein Frühstück. Man sagte mir, daß man auf dem Schiffe nur des Mittags zu essen bekomme, und wer etwas Weiteres verlange, selber dafür zu sorgen habe. Und da ich nun das Schiffstraktament sah heute Erbsen, ohne Fett, voll von Würmern, morgen ebenso abscheuliche Gerste, übermorgen wieder Erbsen, und so fort, jeden Tag einen Schoppen Wasser und den Schiffszwieback da sah ich erst ein, warum die andern so viele Lebensmittel mit sich geschleppt hatten, und mir wurde bange, daß ich

von allem entblößt war. Der Zwieback verdient noch besondere Erwähnung; wir bekamen wöchentlich sechs Pfund. Das waren lauter Stücke, schwarz, ohne Geruch und Geschmack wie eine Erdscholle, und steinhart. Ich wußte lange nicht, wie ich dem Ding beikommen sollte, bis endlich Hunger und Noth allen Ekel überwand und mich beißen und kauen lehrte. Oft feuchtete ich ihn mit Wasser an, um ihn weicher zu machen; ich versuchte dies auch einmal am Feuer, aber der Kapitän untersagte es uns streng, weil es augenblickliche Krankheit zur Folge habe, und ich sah auch, daß der Zwieback, sobald er warm wurde, von Würmern wimmelte, welches daher kam, daß der übriggebliebene auf die nächste Reise wieder mitgenommen und nie weggeworfen wird, und sollte er hundert Jahre alt werden. So wenig durfte man unser Essen bei Licht ansehen. Noch zehn Tage lag das Schiff still vor Rotterdam, während man das Schiff vollends ausrüstete und Waren einlud. Der Kapitän, ein noch junger Mann von ungefähr 36 Jahren, lang gewachsen und von schöner Bildung, war anfangs sehr begierig, zu sehen, wie mir die Schiffskost zusage; wie ich daher das erstemal mich mit meinen ungeschmalzenen, von Würmern wimmelnden Erbsen würgte, sah ich ihn von ferne boshaft lachend mir zusehen. Da er sah, daß ich stricken konnte, gab er mir auf ein Paar Strümpfe für ihn zu stricken, wobei ich meinen größten Fleiß anwandte. Ich bekam zur Belohnung eine Bouteille fremden Weins. Wiewohl ich als keine große Freundin des Weins gerne etwas anderes angenommen hätte, so stellte ich mich doch zufrieden, um ihn nicht zu erzürnen, machte aber sogleich mit dem Schiffskoch einen Afford, daß er mir für diese Bouteille einige Male von den Bohnen bringen sollte, die die Schiffsmannschaft bekam. Einmal ging dies an, als aber der Koch mir wieder Bohnen bringen wollte, vertrat der Kapitän den Weg und verbot

ihm bei scharfer Strafe, einem Passagier etwas anderes zuzutragen, als was ihm gehöre. Von da an hörte die Bohnenspendierung auf.

Am zehnten Tage lichtete man die Anker, ließ sie aber nicht weit davon schon wieder fallen, und wir lagen vierzehn Tage still, warum? weiß ich nicht; vielleicht um Passagiere zu erwarten. Auf einem wilden Wasser, der „tolle Hund“ genannt, warf der Kapitän Anker, aber nur einen, die Gewalt der Wellen riß diesen nach dem sechsten Tage ab und warf uns auf eine Sandbank. Dies geschah, während ich schlief; als ich erwachte, hörte ich das Schlagen der Wellen, das Toben des Sturmes, das Schreien der Schiffsleute, und sah alles in Angst und Verwirrung. Ich lief aufs Verdeck, ward aber sogleich wieder hinabgewiesen. Der Kapitän rief alle Mannsleute zum Arbeiten herauf und befahl, daß alle Weibsleute in ihren Kajüten bleiben sollten. Während wir hier unser Schicksal mit Zagen erwarteten, strengte sich die Schiffsmannschaft vergeblich an, das Schiff loszubringen. Da die Not mit jedem Augenblick wuchs, so rief der Kapitän einen Lotsen herbei; in einer Stunde hatte dieser das Schiff flott gemacht, wie? weiß ich nicht, denn ich saß voller Todesangst in meiner Kajüte.

Um diese Zeit riß die Seefrankheit unter den Passagieren ein. Allen ward sterbensübel; ich konnte mich kaum noch auf den Beinen halten. Unter den Passagieren befand sich auch ein Bauer namens Grüz mit Weib und Kindern, man nannte sie nur die „Schiffs-Apollonia“, sehr rechtschaffene und gottesfürchtige Leute. Diese Grüzin besuchte mich und fragte mich, warum ich mich gar nicht mehr sehen lasse; ich klagte ihr, daß es mir zu Tode übel sei. Sie lief sogleich zum Kapitän und sagte ihm: „Der Frau do drunte sei's so wahr, man soll ihr doch ebbes geba.“ Der Kapitän ließ mir sagen, wenn ich Speck habe, solle ich davon essen.

Ich hielt diesen Rat für Spott und weinte vor Leid, daß das Schicksal mich unter so rohe Menschen geführt, die, statt einem Unglücklichen zu helfen, seiner noch spotteten. Und doch war der Rat gut gemeint; der Speck hätte die Krankheit bald zu Ende befördert. Ich richtete mich in meinem Bette empor und sah, daß die Krankheit bei den andern schon zur Krisis gekommen. Dieser Anblick wirkte so stark, daß ich laufen mußte, was ich konnte, um das Schiffsgatter zu erreichen. Aber die Explosion kam zu frühe, schon auf der Treppe. Ein Matrose, der es sah, fing an, aus vollem Halse zu schimpfen und in den ungeniertesten und gröbsten Ausdrücken zu schelten. Ich dachte: Was sind um Gottes willen das für Menschen, die, anstatt Mitleid zu haben, wenn einem zu Tode wehe ist, noch schimpfen und fast gar prügeln! Doch darf ich die Menschenfreundlichkeit des Kapitäns hier um so weniger übergehen. Während meiner Krankheit schickte er mir von seinem feinen Zwieback, und zwar heimlich, um den Neid der andern nicht rege zu machen. Nachdem ich mich von meiner Seekrankheit erholt hatte, bekam ich das Heimweh, und zwar in einem erbärmlich hohen Grade. Die Gräfin schickte ihren Mann zum Kapitän, daß er es ihm sagen sollte. Da Grüz in breiter Mundart sprach, verstand ihn der Kapitän nicht, und ich mußte nun selbst zum Kapitän und sagte ihm, wo es mir fehle, daß ich um jeden Preis nach Hause zu meinen Kindern zurückkehren müsse, wenn ich nicht vor Sehnsucht sterben solle, daß ich meine Kleider, mein Reisegeld, alles gerne zurücklassen wolle, wenn er mich nur wieder ans Land setzen ließe. Er redete mir zu, versuchte alle Trostgründe, riet mir, meine Gedanken dahin zu wenden, wohin ich gehe, nicht woher ich komme; aber alles vergebens; ich bat ihn um Gottes willen, er möge mich heimziehen lassen. Da er selbst mich nicht vom Schiff entlassen konnte, so ließ er sich bewegen,

an den Eigentümer des Schiffes zu schreiben; er schickte den Brief mit einem Boote fort, und ich dachte nun gar nicht mehr an Seereisen, sondern hatte, in bester Zuversicht, daß ich das Schiff verlassen dürfte, meine besten Kleider angezogen. Am Abend kam Antwort zurück; ich sprang vor Freude, aber vergebens, denn der Schiffseigentümer schlug meine Bitten rund ab. So groß meine Freude gewesen war, so groß war jetzt mein Schrecken. Aber auf Zureden des Kapitäns faßte ich neuen Mut.

Endlich lichteten wir die Anker. Mit Kanonenschüssen nahm man von Stadt und Land Abschied, die Matrosen zogen alle Segel auf, sangen Seelieder und stießen mit großer Freude vom Lande ab. Solange wir noch in der Nähe des Landes waren, segelten noch mehrere kleine Schiffe an uns heran, die uns Lebensmittel und allerlei zum Kauf anboten.

Wir fuhren jetzt durch den Kanal zwischen Frankreich und England; da wurden erstaunlich viel Aale gefangen, und ich mußte angeben, wie man sie zubereiten soll, da sie niemand auf dem Schiff zu behandeln verstand. Sie werden erwarten, daß ich zum Danke auch dazu eingeladen worden sei. Aber nein! Obgleich jeder Matrose vollauf Aal zu essen hatte, ich bekam keinen Bissen. Eine solche Gefühllosigkeit setzte mich in Erstaunen und ließ mich am Anfang der Reise schon das Ende derselben sehnlich wünschen, denn ich dachte nicht, daß ich unter Menschen sei. Als wir längs der spanischen Küste hinfuhren, erblickten wir in weiter Ferne Menschen an den Bergen arbeiten. Mein Herz wallte vor Sehnsucht, da ich Land sah; in meinen Augen war jeder glücklich, der nur auf der festen Erde stand. Es begegneten uns mehrere Schiffe. Jedemal, auch bei jeder Naturmerkwürdigkeit wurden die Passagiere heraufgerufen, daß sie, wie der Kapitän sagte, wenn sie an Ort und Stelle gekommen, doch auch erzählen

könnten, was sie gesehen haben, und nicht so dumm wieder heimgehen, als sie ausgegangen seien. Einmal zeigte man uns eine ganze Herde Seehunde, die wie im größten Durste lechzten. Die Matrosen sagten, dies bedente nahen Sturm; und sie hatten recht. Es kam ein sehr starker Sturm, wir Weibsleute mußten, wie gewöhnlich bei solchen Fällen, das Verdeck räumen und uns in die Kajüten sperren lassen. Alle Lücken und Öffnungen wurden mit Deckeln verwahrt und noch mit Pechtüchern überschlagen, daß ja kein Wasser durchdringe. Da saßen wir, herumgeworfen wie Bälle, voll Todesangst und erstickten beinahe in den engen Kajüten, und wären auch erstickt, wenn man nicht in ruhigeren Augenblicken wieder etwas frische Luft hereingelassen hätte. So währte es anderthalb Tage; unter der Zeit wurde natürlich nicht gekocht, wir nagten an unserem Zwieback. Alle diese gräßlichen Eindrücke vermehrte noch der Anblick der Schiffsleute in Sturmtracht; sie waren alle in einen wasserdichten, schwarzen Zeug gekleidet, mit ungeheurer weiten Hosen und Kapuzen, daß sie aussahen wie der leibhaftige Teufel. So rannten sie unter stetem Geschrei, Pfeifen und Schlagen der Wellen und Seile auf dem Schiff herum. Am zweiten Tag ward ich von dieser Todesangst wieder frei.

Als wir schon eine gute Weile gesegelt waren, fragten wir den Kapitän, wie weit wir noch haben. Er ward darüber ganz toll und sagte, man sollte es verschwören, nicht mit dummen Weibsleuten zu segeln, die einem mit ihren ewigen hirnlosen Fragen und Klagen das Leben blutsauer machen; es sei nicht, wie wenn man in der Chaise fahre; der Fuhrmann könne sagen, wie weit man noch habe und wann man ankomme, aber er nicht, und wenn wir schon Charleston im Gesicht haben, können wir noch wegverschlagen werden, monatelang herumsegeln oder gar untergehen. Er erzählte uns dann so viele Geschichten von Un-

glücksfällen, die noch an der Küste begegnet seien, daß uns die Haare zu Berg stunden und ich dachte: Möchte dieses Schiff auch zehn Jahre auf der Fahrt sein, wärest du nur daheim bei deinen Kindern!

Nun hatten wir acht Tage widrigen Wind und mußten lavieren. Man strickte, las, sang, geigte, pfiff und trieb allerlei. Abends saß man auf dem Verdeck und sah dem Untergang der Sonne zu, was auf der See ein fürchterlich prächtiges Schauspiel ist. Oft, wenn wir so ohne Furcht zu Bette gegangen waren, wurden wir mitten in der Nacht durch Geschrei, Kommando, Toben der Wellen aufgeweckt und waren mitten im Sturm; daß jedermann dabei in große, ich aber jedesmal in Todesangst geriet, läßt sich denken.

Hie und da begegneten uns Schiffe, die man zuerst nur wie Tauben aus der Ferne daherfliegen sah, bis sie nach und nach näher kamen. Man fuhr so nahe zusammen, daß man Briefe austauschen konnte. Es gewährte uns jedesmal die größte Freude, jedes lief aufs Verdeck, die Kapitäne erzählten sich ihre Reiseabenteuer, die Bestimmung ihres Schiffs und dergleichen. Einmal sahen wir einen Nordschein; wie ein großer, feuriger, funkensprühender Palast stand es vor uns. Mit Staunen und Furcht sahen wir diese herrliche Naturerscheinung. Als uns die Zeit wieder einmal lange deuchte, faßten wir ein Herz und fragten den Kapitän, wie weit wir seien, da wir nicht so feck waren zu fragen, wie weit wir noch haben. Er sagte, wenn wir große, zehn Fuß lange Fische sehen, so seien wir halbwegs; natürlich standen wir nun stets am Gitter und harreten, ob nicht bald die zehn Fuß langen Fische sich sehen lassen. Bald sahen wir einen großen schwarzen Vogel fliegen und triumphierten, Land könne nicht mehr fern sein. Der Kapitän aber versicherte uns, es sei ein Wasservogel, und Landvögel können nicht so weit fliegen.

Als ich einmal, gerade da man lange auf guten Wind gewartet hatte, auf dem Verdeck stand mit der Grüzin, trat der Kapitän hinzu, klopfte ihr ganz freundlich auf die Achsel und sagte: „Madame Grüz, mache Sie uns doch guten Wind, so soll Sie morgen die beste Bouteille haben.“ Die Grüzin kam in die größte Angst, indem sie glaubte, er halte sie im Ernst für eine Hege, die gut Wetter machen könne, und wehrte sich aus allen Kräften: „Ach, Herr Kapitän, des kann i net, haltet Se mi doch für so keine.“ „Ja, ist schon gut“ sagte der Kapitän lächelnd, der vermutlich gutes Wetter voraussah; am andern Morgen war der Wind günstig, und der Kapitän rief der Grüzin gleich zu: „Sie hat sich brav gehalten, Sie soll die Bouteille haben.“ „Ach, lieber Herr Kapitän, i kann jo gewiß neg dafür“ war die Antwort; zuletzt weinte sie und nahm die Bouteille durchaus nicht an. Man spannte nun alle Tage Segel auf und es ging zehn Tage ganz gut. Um diese Zeit begegnete uns ein Schiff, das uns viel Angst kostete. Es segelte an uns heran, ohne seine Flagge aufzustecken, wie es der Gebrauch ist. Unser Kapitän ließ sogleich alle Passagiere aufs Deck rufen und sich zum Gefechte rüsten. Indes war das andere Schiff ganz nahe gekommen und wurde von unserem Kapitän angeredet. Er fragte nach der Ursach des sonderbaren zweideutigen Betragens. Die Kapitäne wortwechselten hin und her und schimpften sich zuletzt. Doch schieden wir ungebalgt. Unser Kapitän sagte nachher, es sei vermutlich ein Raper gewesen, der auf uns Absicht gehabt, aber wegen der Menge unserer Lente sich nicht an uns getraut habe.

Unsere Aufmerksamkeit, wenn sie nicht gerade von Stürmen und sonstigen Unfällen gefesselt war, richteten wir stets auf die verschiedenen Arten von noch nie von uns gesehenen Seethieren, die fast alle fünfzig Stunden wechselten. Nach kurzer, erträglicher Zwischenzeit fingen die

Stürme wieder an, die uns fast bis Philadelphia begleiteten. Es waren die stärksten, die wir noch erfahren hatten, mit steten Blitzen und Donnern. Wer auf dem Lande schon die Gewitter fürchtet, wie ich, den bringen sie auf der See dem Tode nahe. So wie der Donner da brüllte, meinte ich ihn nie gehört zu haben, auch Blitze hatte ich nie so flammen gesehen, und ihr Widerschein auf der Wasserfläche war, daß man in den Schlund der Hölle zu blicken glaubte.

Wir fragten auch den Kapitän wieder, wie weit noch? Noch 3—400 Stunden; wenn wir ganz große Fische sehen, seien wir noch 200 Stunden vom Lande entfernt; wenn Landvögel kommen, noch 100; wenn das Wasser statt dunkelgrün hellgrün sei, noch 50. Wir sahen nun stets nach den großen Fischen, schöpften alle Augenblicke Seewasser herauf um zu sehen, ob es noch nicht hellgrün sei. Auch stiegen viele Passagiere an den Strickleitern hinauf, um Land zu erblicken. Endlich doch, nachdem wir lange vergeblich und sehnüchtssvoll danach gesehen hatten, kamen die großen Fische, endlich die Landvögel, und endlich rief ein Matrose: Land! Die Seelente brüllten hurra! und uns Passagieren war wie den Träumenden. Man muß die Leiden und Todesschrecken ausgestanden haben wie ich, um einen Begriff von meiner Freude zu haben. Und gerade zur rechten Zeit endigte unsere Fahrt, da schon erliche Tage der Skorbut eingerissen hatte, und der Kapitän sagte, wenn wir in acht Tagen nicht Land gewinnen, so sei die ganze Mannschaft verloren. Ehe wir noch in Philadelphia landeten, kamen wir an eine kleine Insel, wo der Kapitän mit einigen Passagieren frische Speisen, Kraut, Rüben, Eier und dergleichen kaufte, um seine Kranken in guten Stand zu bringen. Die den Kapitän begleitet hatten, brachten von den Bewohnern dieser Insel, ebenfalls ausgewanderten Deutschen, niederschlagende Nach-

richten mit, daß sie noch so arm seien, als bei ihrer Ankunft, daß sie das nicht gefunden, was man ihnen vorgespiegelt habe usw. Darüber gerieten die Auswanderer in die größte Bestürzung; alle verwünschten die Reise und schrien und wehlagten die ganze Nacht. Der Lootsmann übernahm jetzt die Leitung des Schiffs, bald kam auch ein Zollbeamter, der den Zoll einnahm, und ein Arzt, der eines jeden Auge und Zunge besichtigte. Der Kapitän fuhr zuerst in die Stadt, und bald kamen Leute aller Art, um die Passagiere auszulösen, das heißt sie bezahlten das Reisegeld für sie und nahmen sie dafür in Dienst. Während dieses Handelns war das lamentabelste Geheul auf dem Schiff "

Weit schlimmer als diese Reise, bei der die Frau die Fahrtkosten selber bezahlen konnte, muß siebzig Jahre zuvor auf viel primitiveren Schiffen die Reise gewesen sein für die Pfälzer und Schwaben, die wie die Schafe zusammengepfercht wurden. Bei den vielen Krankheiten war der Mangel an Trinkwasser besonders qualvoll. Furchtbar war das Ungeziefer, und auch das Essen war noch schlechter, als es in dem Herrenberger Briefe geschildert wird. Sie hatten jedoch Glück, daß ihre Reise nicht länger dauerte. Es kam vor, daß sie auch 12—14 Wochen lang war, wenn ein Schiff vom Sturm verschlagen wurde. Dann kam als besonderer Feind noch der Skorbut. Freilich, als Land in Sicht kam, war wohl wiederum viel vergessen, und neu begann die Hoffnung. Das große Wasser hatte sie endgültig von der Heimat getrennt. Es gab nur noch ein Vorwärts, und das malten sie in ihren Träumen sich als das Land des Glückes aus.

Ankunft in der Neuen Welt bringt neues Glend.

Mit der Ankunft war aber die Qual noch lange nicht beendet. Aus Angst vor Genueneinschleppung mußten sie

auf der Gouverneursinsel bei Newyork wochenlang in dürftigsten Notlagern haufen, so daß das Elend, dem sie in London entronnen waren, in der Neuen Welt von neuem begann. Hier starben noch 250. Nach manchen Berichten waren es noch mehr, doch bekam der Totengräber nach den vorhandenen Unterlagen für so viele Särge den Lohn. Von den Kleinkindern waren wenige übrig geblieben, und besonders hart war das Los der auf der Reise Neugeborenen und ihrer Mütter. Bei der endlichen Landung nach der Quarantänezeit waren die Verluste mindestens 750 bei 3000 Reisenden. Weiser gibt in seiner Beschwerdeschrift sogar 1700 an bei 4000 Mitfahrenden. Aber auch die Überlebenden kamen nicht alle ans Ziel. Es war wie bei einer Truppe in Kriegszeiten. Es gibt dabei nicht nur Verluste an Toten und Verwundeten, sondern auch an Gefangenen.

Die Gefangenen bei der Auswanderertruppe waren die „Käuflinge“ die Redemptionisten. Junge, arbeitsfähige Leute, Jünglinge und Mädchen, mußten „servieren“. Sie sollten die Kosten der Überfahrt abverdienen, das heißt, sie durften das Schiff nicht verlassen, wenn sich nicht jemand fand, der die Fahrtkosten für sie bezahlte. Dafür mußten sie sich dem Auslösenden auf Jahre hinaus verdingen, oft fünf acht Jahre, Kinder bis zum 21. Jahr. Der Kantor Gottlieb Mittelberger aus Heilbronn, der 1750 eine Orgel nach Philadelphia brachte, schreibt darüber: „Wenn die Schiffe gelandet sind, so wird niemand herausgelassen, als wer die Seefracht bezahlt hat. Alle Tage kommen Engländer, Holländer und hochdeutsche Leute aufs Schiff und suchen sich die zu ihrem Geschäfte Tauglichen heraus und handeln mit ihnen, wie lang sie dienen wollen. Wenn man nun des Handels eins geworden ist, so geschieht es, daß erwachsene Personen für diese Summe drei, vier, fünf bis sechs Jahre zu dienen sich schriftlich verbinden. Die ganz

jungen Leute aber müssen servieren, bis sie 21 Jahre alt sind. Viele Eltern müssen ihre Kinder verhandeln und verkaufen wie das Vieh, damit nur die Eltern vom Schiff frei und los werden. Da nun die Eltern oft nicht wissen, wohin ihre Kinder kommen, so geschieht es oft, daß Eltern und Kinder viele Jahre lang oder gar lebenslänglich einander nicht mehr zu sehen bekommen.“ Es war eine Art Sklavenhandel. Die Arbeitskraft, das heißt der Mensch wurde gekauft. Noch bis ins 19. Jahrhundert hielt sich dieser unwürdige Handel. Es kam dabei zu regelrechten Versteigerungen. Die Käuflinge mußten besondere Kleidung tragen wie Sträflinge, um das Entlaufen zu erschweren. Frauen und Mädchen wurden dabei oft zur Ehe mit Negerklaven gezwungen; dann waren Kind und Mutter Sklaven auf Lebenszeit. Anzeigen wie folgende im Pennsylvanischen Staatsboten vom 14. Dezember 1773 waren häufig: „Zu verkaufen ein Junge, der noch fünf Jahre, drei Monate zu dienen hat. Er hat das Schneiderhandwerk gelernt und arbeitet gut.“ „Es ist zu verkaufen die Dienstzeit eines verbundenen (das heißt zum Dienst verpflichteten) Weibsmensch und ihres Kindes. Das Mensch ist zwischen 23 und 24 Jahre alt, und das Kind, welches ein Knabe ist, etwa anderthalb Jahr alt. Die Mutter hat noch sechs Jahre zu stehen, und das Kind bis in sein mündiges Alter.“

Auf diese Weise mußten viele Kinder der Schwaben und Pfälzer servieren, wobei auch Weiser, der damals krank war und sich nicht wehren konnte, zwei Söhne verlor. In seiner Beschwerdeschrift sagt er darüber: „Etwa zur selben Zeit verkaufte besagter Gouverneur Hunter ohne und gegen die Einwilligung der Eltern manche Kinder aus ihrer Mitte und überband sie den Einwohnern der Provinz, bis sie 21 Jahre alt seien, besonders auch zwei Söhne von Kapitän Weiser, einen von zwölf und den andern von

dreizehn Jahren. Er wurde hiedurch des Genusses des Umgangs mit seinen Kindern und ihrer Erziehung, ebenso, wie ihrer Hilfe beraubt, welche folgerichtig binnen kurzem von ihnen zu erwarten gewesen wäre." Die Kinder Weisers wurden an einen Smith in Smithtown bei Newyork verkauft und sahen Vater und Geschwister nie mehr.

In der Zwangskolonie am Hudson.

Diese Käuflinge waren sozusagen der Verlust an Gefangenen. Was nun noch übrig blieb, bekam auch nicht Freiheit und Land. Auch sie sollten erst die Unkosten des Unterhalts und der Fahrt abverdienen. Sie wurden vom Gouverneur Hunter nicht ins Schoharie-Gebiet gebracht, da er sie dort nicht genügend in seiner Gewalt hatte. Er siedelte sie 100 englische Meilen nördlich von Newyork am Hudsonfluß an. Sie sollten Leinwand weben, Pech schmelzen, Schiffsharze bereiten, Hanf bauen und sonst zur Schifffahrt nötige Dinge herstellen, um die englische Marine von Skandinavien und den Ostseeländern, woher diese Dinge bisher bezogen wurden, unabhängig zu machen. Hunter kaufte von einem Schotten Livingston, der am Ostufer des Hudson große Ländereien hatte, 6000 Acker. Da sollten die Deutschen arbeiten, nicht für sich selber, als freie Männer unter Einsatz aller Kraft und Kühnheit, wie dies ein Auswanderer will, sondern wie Leibeigene, die erst ihre Freiheit sich verdienen sollten. Nicht als Menschen wurden sie angesehen, sondern als wehrloses Ausbeutungsobjekt. So waren sie also nach Amerika gekommen, um Engländern Fronknecht zu sein? Hatten sie nur ein Elend mit einem anderen vertauscht?

Doch gaben sie nicht allen Mut auf. Wenn sie durch Lieferung einer bestimmten Menge der für die Marine benötigten Produkte den Aufwand Englands abbezahlt

hätten, sollten sie ja die Freiheit und Ackerland bekommen, 40 Acker auf den Kopf (1 Acker = 40,5 Mr) landwirtschaftliche Geräte und anderes Material für zwei Pfund Sterling. Was half auch Murren und Klagen? Sie mußten arbeiten, wenn sie nicht verhungern wollten. Im September und Oktober 1710 wurden sie in ihre neue Heimat gebracht. Südöstlich der Catskillberge, rechts und links am Hudson, wurden zwei Niederlassungen gegründet, West- und East-Camp. Sie wurden in sechs Kompanien eingeteilt, unter Hauptleuten, und entsprechend bildeten sich Dörfer, deren Namen sich zum Teil noch erhalten haben, und wo sich heute noch viele deutsche Namen finden, die allerdings amerikanisiert zum Teil kaum wieder zu erkennen sind, zum Beispiel Coon (Cuhn) Coons (Kunz) Crisslar (Kreislser) Snyder (Schneider) Gleyne (Klein) Shuttts (Schütz), Choemaker (Schuhmacher), Smith (Schmitt), Freats (Fritz) Younghanche (Junghans) Black (Schwarz) Weaver (Weber) Fox (Fuchs) Carpenter (Zimmermann) u. a.

Hier sollten sie bleiben, bis sie alles auf Heller und Pfennig abbezahlt hätten. Vergessen war das Angebot freier Überfahrt. Dabei wurde die zurückzuzahlende Summe immer größer. Denn sie wurden von jenem Grundbesitzer Livingston gepflegt; das hatte er sich bei dem Handel ausbedungen. Für die Erwachsenen verlangte er sechs Pence (50 Pfennig) für die Kinder vier Pence für den Tag. Das machte für einen Mann mit Familie soviel aus, daß gar nicht abzusehen war, wann dies abgearbeitet werden sollte, zumal im Winter ja die Arbeit ruhen mußte. Dieser Livingston, auf dessen Gebiet das Ostlager lag, war ein Abenteurer schlimmster Sorte. Als Armeelieferant und Steuereinnahmer, als Händler bei den Indianern hatte er sich mit Gewalttat und Betrug ein großes Vermögen ergaunert und damit große Ländereien am Hudson erworben.

Sie waren mit allen Rechten ausgestattet, so daß Livingston auf diesem „manor“ unumschränkter Herr war. Er brauchte dafür billiges Arbeitspersonal und wollte an der Verpflegung noch verdienen. Nichts war diesem Schurken zu gemein. Schon in früheren Jahren bei dem Streit um die Verfassung Newyorks hatte er sich so gezeigt. Als die Niederlassung, von den Holländern gegründet und Neu-Niederland geheißen, 1664 von den Engländern weggenommen und von Karl II. dem Herzog York geschenkt und daher Newyork genannt wurde, kämpfte ein Frankfurter namens Leisler für die Rechte des Volkes. Aber die Grundbesitzer fingen ihn hinterlistig und erhängten den Führer des Volkes. Daran war dieser Livingston (von Weiser Lewenstein genannt) besonders beteiligt. So sehr ihm die englische Regierung mißtraute, wußte er seine Stellung zu behaupten und fing den neuen Gouverneur Hunter ganz für sich ein.

Dieser Hunter war nicht bloß ein unfähiger Beamter, sondern auch im Charakter kein Edelmann. Als Apothekerlehrling entlaufen, hatte er es beim Heer zum Oberst gebracht und wußte durch gemeines Strebertum den Newyorker Gouverneursposten zu bekommen.

Ausbeutern ausgeliefert.

Diesen beiden gewissenlosen Menschen waren die Deutschen ausgeliefert. Sie hätten in keine schlimmeren Hände geraten können. Nur um sich noch mehr zu bereichern, hatte der Schottische Schuft die Verpflegung übernommen. Es wurde dafür vom Oktober 1710 bis November 1712 eine Summe von 26 000 Pfund Sterling, also 520 000 Mark veranschlagt. Der größte Teil davon ging in die Tasche des Herrn Livingston. Alle Lebensmittel waren von der schlechtesten Beschaffenheit. Die Portionen waren

äußerst gering. Dazu schreckte er auch vor ganz gemeinem Betrug nicht zurück. Die Mehlfässer waren an Holz viel schwerer als in den Rechnungen angegeben wurde, wofür entsprechend Mehl fehlte. Dem Pöckelfleisch war ein Achtel Salz beigefügt, so daß es fast ungenießbar war. Aber Livingston schreibt am 8. März 1711 Lord Clarendon, der selber Gouverneur von Newyork von 1702—1708 war, nach London: „Es ist ein Unglück, daß Hunter in so schlimme Hände gefallen ist. Denn dieser Livingston war seit Jahren in der Provinz bekannt. Er hatte die Verpflegung unserer Truppen in Albany und beging dabei die größten Unterschleife. Ich bin überzeugt, daß lediglich die Aussicht auf den Gewinn durch die Pfälzer ihn veranlaßt hat, Hunter zur Ansiedlung dieser auf dem Livingstonland zu bewegen. Es hat gar keine guten Tannen. Wenn er die Verpflegung der Pfälzer erhält, wird er noch viel reicher, während die von ihm Verpflegten desto schlechter dran sein werden.“

Statt Freiheit Zwangsarbeit.

Sie waren wahrlich schlecht daran, aber nicht nur mit der Verpflegung. Es fehlte an Kleidern, an Arzneimitteln und an allem Nötigen. Wenn sie wenigstens als Bauern hätten arbeiten dürfen! Aber Teerbereiten hatten sie nicht gelernt, und Hunter hatte es versäumt, Facharbeiter kommen zu lassen. Zudem war bei der Ankunft der Pfälzer im Herbst die Zeit vorbei, Bäume zuzubereiten. Im Frühjahr begann man mit der Schälung der Bäume, die erst nach zwei Jahren ins Feuer kamen, zur letzten Fertigung. Deshalb saßen die Pfälzer den ersten Winter am Hudson, ohne mit der Arbeit beginnen zu können, durch die sie sich frei machen wollten. Als aber die Arbeit begann, ging sie so schlecht, daß jeder sich sagen mußte, daß bei solcher Pro-

duktion die Freiheit überhaupt nie kommen konnte. Man hatte berechnet, daß ein Mann 60 Faß Theer im Jahr machen könne. Daneben sollte er noch auf einem ihm angewiesenen Stück Land für seine eigenen Bedürfnisse pflanzen. Dieses Land war aber unfruchtbar, und statt bis zum Sommer 1712 aus 100 000 Bäumen 30 000 Fässer zu gewinnen, kamen ganze 200 Faß zusammen, weil der Fertigungsvorgang völlig unsachgemäß eingerichtet wurde.

Auf diese Weise mußte die Knechtschaft ewig währen. Weil aber das Resultat so schlecht war, wurde an der Verpflegung immer mehr gespart, und die von daheim mitgebrachten Kleider waren aufgebraucht. Damit standen die Menschen materiell vor dem Nichts, aber ebenso auch seelisch. Besonders der Winter war furchtbar. Fast schlimmer als Kälte und Hunger war die Verzweiflung. Sie wollten nach Schoharie und betrachteten den Aufenthalt am Hudson als vorübergehend. Deshalb wollte sich keiner mit viel Mühe einrichten, so daß die Unterkünfte höchst primitiv blieben. Für die Kinder war allerdings eine Schulbaracke gebaut, in der die Pfarrer Häger und Kochertal Unterricht gaben. Aber für die Erwachsenen war gar nichts eingerichtet. Es gab daher auch viel Streit und allerlei Unzuträglichkeiten. Statt Arbeit auf eigenem Grund und Aussicht auf Vorwärtskommen, was die Kräfte stählt und sittlich reinigend wirkt, gab es nur Frondienst oder im Winter Arbeitslosigkeit. Statt im Kampf um eine neue Existenz Selbstbewußtsein, und in der Abwehr gemeinsamer Gefahren Gemeinsinn zu bekommen, bemächtigte sich der Zwangskolonie tiefste Verzweiflung. Murren und Haß erfüllte die Menschen, anstatt der Hoffnung auf bessere Zeit und der Freude, der schlimmen, alten Welt entronnen zu sein. Dumpfe sklavische Resignation, körperliche und seelische Verwahrlosung schienen ihr Schicksal sein zu sollen.

J. A. Weiser wird Führer in der Noth.

In dieser traurigen Lage war es die einzige Rettung, daß einige Männer unbegreiflich das Ziel im Auge behielten, freie Männer auf freiem Boden zu werden. Um sie scharte sich von selbst immer mehr alles, was irgend werthvoll war. Der stärkste unter diesen geborenen Führern war Johann Konrad Weiser. Dieser alte Soldat, Bauer und Handwerker, war nicht klein zu kriegen. Alle Noth und Gewalt brach an seinem Troß, und er setzte die Härte eines schwäbischen Bauernschädels, den blanken Gerechtigkeitsinn eines unverdorbenen Herzens den Ränken und Gemeinheiten der Ausbeuter entgegen.

Schon im Frühjahr 1711 mußte Hunter die Murrenden beruhigen. Er suchte ihnen auseinanderzusetzen, daß sie nicht nach Schoharie wandern könnten und der Krone verpflichtet seien. Doch brach Mitte Mai 1711 die Unzufriedenheit offen aus und führte zum Streik. Unter der Führung Weisers verbanden sich die Versklavten durch einen Eid, treu zusammenzuhalten und sich zu weigern, entgegen allen Abmachungen unter solchen Umständen weiter zu arbeiten. Da kam Hunter mit einer Kompanie Soldaten. Er hörte ihre Klagen über die Verpflegung und die Aufseher, und daß sie darauf bestanden, in das versprochene Schoharietal zu kommen. In der später in London vorgebrachten Beschwerdeschrift Weisers heißt es: „Das Land eignete sich nicht zur Hervorbringung irgendwelcher Art von Schiffsbedürfnissen in namhafter Menge. Die geringen Aussichten, einer Nation nützlich werden zu können, welche so edelmütig und wohlthätig große Geldsummen für Hilfe und Unterstützung vorgestreckt hatte, und die Unmöglichkeit, daselbst Korn, Vieh und andere Bedürfnisse hervorzubringen, wie sie zum Unterhalt nötig sind, sowie fast gänzlich unfruchtbares Land, veranlaßten sie, besagten Gouverneur

in einer Bittschrift anzugehen, daß er sie in Besitz des Landes Schoharie, welches die Indianer der verstorbenen Königin Anna zu ihrem Gebrauch übergaben, setzen möchte, damit sie sich darauf ansiedeln könnten. Er antwortete: Obwohl das Land ihnen gehöre, so könnten sie sich doch nicht darauf niederlassen, weil ihn das verpflichten würde, zu viel Garnisonen aufgestellt zu halten. Darauf stampfte er leidenschaftlich auf den Boden und sagte: „Hier ist Euer Land, auf dem Ihr leben und sterben müßt.“ Damit meinte er die fast wüsten, unfruchtbaren Felsen.

Als 3—400 Leute vor das Haus des Gouverneurs zogen, ließ Hunter die Aufwiegler zerstreuen und alle entwaffnen. Man nahm ihnen jetzt die letzten Freiheiten und die Selbstverwaltung. In der neu geschaffenen Aufsichtsbehörde saß auch Livingston. Dieser konnte körperliche Züchtigung und Gefängnis verhängen. Hatte auch jedes Dorf noch Vorsteher oder Kapitäne, die sie aus ihrer eigenen Mitte gewählt hatten — einer dieser Vorsteher, der vom Dorf Queensbury, war Weiser —, so waren sie doch Sträflinge geworden, die unter Bewachung arbeiten mußten. Manche wurden auch in den Kämpfen gegen die Franzosen als Soldaten verwendet. „Zwei Jahre nach ihrer Ankunft wurden Befehle übersandt, 30 Mann zu der letzten unglücklichen Expedition gegen Kanada zu stellen, was sie auch willig und gern taten. Bei ihrer Rückkunft nahm man ihnen ihre Schießgewehre ab, obwohl alle, welche die Expedition mitmachten, sie auf ihrer verstorbenen Majestät besonderen Befehl behalten sollten. Man zahlte ihnen auch keine Löhne und kein Gehalt. Das Geld nahm besagter Gouverneur in Empfang. Sie marschierten heim, woselbst sie ihre Familien fast verhungert fanden, denn man hatte diesen in ihrer Abwesenheit keine Lebensmittel gereicht.“ Später mußten sie noch einmal Leute zur militärischen Verstärkung stellen, wieder ohne jede Bezahlung.

Führer dieser Leute war wieder Weiser, der von da an immer Kaptain Weiser genannt wird, und ein anderer Dorfvorsteher, Aneiskern.

Im Herbst 1712 wurde die Not ganz furchtbar. Dem Gouverneur Hunter gingen die Mittel aus. Die englische Regierung weigerte sich, Geld in das unrentable Unternehmen zu stecken, wo weder Teer noch sonstiges Material gefertigt wurde. Nicht einmal das, was Hunter aus eigener Tasche gegeben hatte, bekam er zurück. Verdient hatte also nur Livingston an dem verfehlten Unternehmen. Hunter mußte am 31. Oktober 1712 den Lords of Trade (Handelsministerium) schreiben: „Was die Pfälzer anbetrifft, so ist mein Vermögen und mein Kredit erschöpft. Es blieb mir deshalb kein anderes Mittel übrig, als dem Volk anheim zu geben, sich im Winter auf eigene Faust durchzuschlagen.“ Jeder sollte sehen, wie er durchkäme, aber nicht außerhalb der Provinzen Newyork und New Jersey. „Dieß geschah gegen das Ende des Jahres, und der Winter, welcher sehr streng ist, war vor der Thüre. Lebensmittel waren keine zu haben. Die Leute hatten keine Kleider, und fürchterliche Niedergeschlagenheit griff um sich, besonders unter Weibern und Kindern. Diese letzteren stießen so erbarmungswürdige und schmerzliche Schreie und Wehklagen aus, wie man sie selbst nie von Leuten hörte, die sich in der hilflosesten und elendesten Lage befanden“ (Beschwerdeschrift).

Flucht zu den Indianern.

In dieser entsetzlichen Not wurde Weiser, schon immer der Halt der Verzweifelten, die Seele des Widerstands, der befreiende Führer. Mit sechs entschlossenen Männern machte er sich auf den Weg ins Schohariatel. Durch unbekannte Urwälder schlugen sie sich dahin durch und wurden von den Indianern freundlich aufgenommen. Voll Mit-

leid mit den mißhandelten und betrogenen Deutschen boten diese ihnen das Schoharietal an, das sie doch schon in England für sie der Königin geschenkt hätten.

Die Freude der Kolonie bei der Rückkehr der mit fieberhafter Spannung erwarteten Rundschafter war unbeschreiblich. Als der Gouverneur davon erfuhr, ließ er sagen, wer gegen seine Befehle handle, werde als Rebell behandelt. Aber nichts konnte Weiser abhalten, nach Schoharie, dem Land der Sehnsucht, zu ziehen. Ein Teil der Kolonie, der sich vor Hunger und vor den Gefahren und Strapazen der Wanderung fürchtete, blieb in dem steinigen, unfruchtbaren Gebiet am Hudson. Sie zerstreuten sich in der dortigen Gegend, gründeten u. a. auf dem Grund eines benachbarten Holländers Rhinebeck, dem Holländer und dem heimischen Strom zu Ehren. Andere gingen nach Kingstown und andere schon bestehende Niederlassungen.

Wer aber sich Weiser anschloß, zog den Hudson hinauf, über Albany nach Schenectady und von hier nach Westen an den Nebenfluß des Mohawk, das Schoharietal. Weiser der Jüngere schreibt darüber in seinem Tagebuch: „1713 (es war 1712) im November, nach dem die gemeldete Deputierten wieder zurückkommen vom Maquaisih-Land nach der Manor Lewenstein, zogen die Leute noch selbiges Spätjahr nach Albany und Schenectady, um nächsten Frühling nach Schoharie zu ziehen. Das Brod war ungemein theuer: die Leute arbeiteten hart vor ihr täglich Brod, doch waren die Einwohner auch sehr mildthätig und thaten den neuangekommenen Hochdeutschen sehr viel gutes, wiewohl es auch an böß Gesinnten nicht fehlte. Mein Vater langte selben Späthling auf Schenectady an, alwo er über Winter mit seiner Familie bei einem Mann, Johannes Meynderten blieb.“ Schon im März 1713 ging die Wanderschaft los. Sie konnten es nicht erwarten, in

ihr ersehntes Land zu kommen, aber sie mußten auch möglichst frühe im Jahr von den Gastfreunden der bestehenden Niederlassungen fort sein, da der Gouverneur sie sonst holen ließ. So trieb sie die Hoffnung und die Angst gleichermaßen vorwärts. In tiefem Schnee bahnten sie sich den Weg. Sie hätten ihn nicht gefunden, wenn nicht gutherzige Indianer ihnen behilflich gewesen wären. Der Campfad war nicht einmal im Sommer zu finden, da die Indianer ihn geheim hielten. Die Ausziehenden hatten keine Zugtiere, nicht einmal eine Schubkarre. Ihr Hab und Gut trugen sie auf dem Kopf oder dem Rücken. Nach vierzehntägiger unsagbar beschwerlicher Wanderung kamen sie ins Schoharietal, ein Zug des Glends und der Verzweiflung, aber auch nicht zu brechenden Mutes und Trostes. An einem Sonntagmorgen sah der Vortrupp das Tal. Eine herrlich schöne Gegend war es, was sie sahen. Wenn auch noch fast alles mit Wald bedeckt war, sahen sie doch, daß es fruchtbarer Boden war, wie geschaffen, bestes Ackerland zu werden. Darum zu kämpfen, hatte sich gelohnt.

Aber wie kamen sie an? Zerlumpt und verhungert, in ständiger Angst, vom Gouverneur verfolgt und zurückgeholt zu werden. Ohne Geräte und Werkzeuge, da sie alles zurückgelassen hatten, um nicht noch als Diebe verfolgt zu werden. Voll Ungeziefer standen sie da mit leeren Händen in grimmiger Kälte. Als sie am ersten Bach sich wuschen, nannten sie ihn den Läusebach, wie er heute noch heißt.

Im Schoharietal.

So ließen sie sich mitten unter den Indianern zu beiden Seiten des Schoharie nieder.

Nun hatten sie die Freiheit, sonst aber nichts. Ehe sie Land hatten, mußte erst der Urwald gerodet werden. Glende Holzhütten boten nur geringen Schutz gegen die

Kälte. Gegen den Hunger schützten sie allein die mitleidigen Indianer, die ihnen aushalfen, wenn sie auch selber nicht viel hatten, und ihnen zeigten, Kräuter und Wurzeln zu graben und Wild zu fangen. Als gleich in der ersten Woche nach ihrer Ankunft vier Kinder geboren wurden, brachten Indianerfrauen statt Windeln und Bettchen alte Felle. Kleider machten sie sich aus Hirschfellen, Mützen aus Biberpelz, und statt schwäbischer Stiefel trugen sie Mokassins wie die Indianer.

Sie ließen sich ihren sieben Anführern entsprechend in sieben Dörfern nieder, die nach diesen genannt wurden. „Die Leute haben sich dörfferweis gesetzt. Das Erste und Nächste nach Schenectady hieß: 1. Aneiskerns, 2. Gerlachsdorff 3. Fuchsendorff 4. Hans Georg Schmitsdorff 5. Weisers oder Brunnendorff, 6. Hartmansdorf 7 Ober-Weisersdorf, nach den Deputierten, die von Lewensteins Manor nach Maquaisch Land geschickt worden“ (Tagebuch). Weisersdorf war das südlichste, entfernteste, aus vierzig kleinen Hütten bestehend, und lag da, wo heute Middleburg steht.

Als endlich der Schnee schmolz, machten sich die Befreiten an die Arbeit. Der Wagemut und der Fleiß ist unbeschreiblich. Aber sie arbeiteten ja nun für sich und ihre Kinder, nicht mehr in deutscher Fron und nicht mehr in englischer. Pflüge hatten sie nicht. Mit Sicheln hackten sie den Boden auf, und Saatfrucht holte ein Mann namens Sternberg in Schenectady, woher er einen Scheffel Weizen, eine Zweizentnerlast, auf dem Rücken den vieltägigen Weg schleppte. „Dieses Jahr haben wir großen Hunger gelitten und haben die Leute manche Mahlzeit gegessen mit wilden Patatens und Erdbonen, welche da in großer Menge wuchsen. Die Pataten wurden von den Indianern Och-na-na-da, und Erdbonen O-tach-ra-qua-ra genannt. Wann wir Mehl haben wollten, mußten wir etwa

35 und 40 Meil vor dasselbe reisen, und dann dasselbe auf borgs erhalten: da bekam einer hier und da, andere dort, etwa ein Buschel oder zwei Waizen, und waren öfters drei oder vier Tag von Haus, ehe wir bei den Unsern wieder ankamen, die unterdessen mit Schmerzen und Thränen aufs Brod warteten.“

Raum je wurde eine Siedlung unter so harten Bedingungen begonnen wie diese. Aber nun endlich standen die Auswanderer auf eigenem Grund, und jedes Stück Arbeit brachte sie vorwärts. Das gab ihnen Mut und Kraft, daß sie vor keiner Schwierigkeit zurückschreckten und Unglaubliches vollbrachten. Die gemeinsame Not und Gefahr schuf starke Kameradschaft. Als schließlich ein Pferd erstanden wurde, bekam es der Reihe nach jeder Kolonist auf einen Tag. Auch sonst halfen sie einander aus, wie ihnen auch aus den benachbarten Gebieten, die allerdings Tagesreisen entfernt waren, ausgeliehen wurde. Zähester Fleiß vollbrachte wahre Wunder, und der Boden war außerordentlich fruchtbar. Jener Scheffel Weizen soll im ersten Jahr 83 Scheffel gebracht haben. Sie bauten sich Wege, Wagen, Pflüge. Die Blockhütten wurden behaglicher, und im Winter hielt ein Schneider Schule für die Farmerkinder. Handwerker arbeiteten von Haus zu Haus, machten Kleider, Schuhwerk, und schon nach einigen Jahren setzte ein Hutmacher statt der Bibernützen den Schwaben wieder ihre gewohnten dreieckigen Hüte; die Dreispitze, auf den Kopf. Wenn sie zuerst das Getreide mit Steinen geschlagen hatten oder tagelang auf dem Rücken zur nächsten Mühle tragen mußten, so hörten sie bald ein eigenes Mühlrad am Fuchsbach klappern. Es schien, als hätten die Geplagten nun Heimat und Frieden gefunden. „Hier lebte nun das Volk ohne Prediger und ohne Obrigkeit etliche Jahre ziemlich friedlich. Ein jeder that, was im recht dachte“ (Tagebuch).

Auch mit den Indianern stellten sich die Ansiedler gut, wenn auch gelegentlich Raubzüge vorkamen. Hatte doch Weiser seinen Sohn Konrad einem Häuptling der Mohawk-Indianer dreiviertel Jahre in sein Wigwam gegeben, so daß dieser geläufig ihre Sprache beherrschte, ihre Sitten kannte und vermitteln konnte.

So gut war das Einvernehmen zwischen Weißen und Roten, daß es den Engländern verdächtig schien.

Die Deutschen sollen wieder Knechte werden.

Von englischer Seite kam auch die Störung des Friedens. Gouverneur Hunter fand Mittel und Wege, um unter dem Schein des Rechtes die ihm Entflohenen weiter zu quälen. Um sicher zu gehen, eigenes Land zu haben, hatten die Kolonisten den Indianern noch 300 Dollars für Land gegeben. Hunter aber suchte durch einen Holländer Brooman die Indianer zu bewegen, den Vertrag zu brechen, und gab dessen Sohn als königliche Schenkung viel Land bei Weisersdorf so daß die Deutschen eingeklemmt wurden. Außerdem ließ Hunter den Deutschen sagen, daß ihr Land durch ein Patent sieben holländischen und englischen Großgrundbesitzern um 1500 Pistolen bereits am 3. November 1710 verkauft worden sei. Unter diesen Günstlingen und Betrügern war auch wieder jener Livingston. Die Kolonisten sollten entweder weichen oder Pacht bezahlen für das Land, das sie aus der Wildnis zum Acker- und Gartenland gemacht hatten, das ihnen von den Indianern geschenkt oder das von ihnen diesen abgekauft war. Die Großbesitzer sollten auf diese Weise zu schönem bebautem Land, und Hunter zu Geld kommen.

Um den Widerstand zu brechen, wollte Hunter die Farmer ihres Führers berauben. Am 22. Juli 1715 erließ Hunter einen Haftbefehl gegen Weiser als „einen seiner

worunter vier jünger waren als er. In einem Alter, da heute ein Junge noch lange auf der Schulbank sitzt, hatte er schon die zweimonatliche Reise den Rhein hinunter über Rotterdam nach London gemacht, dort all das Elend des Lagerlebens kennengelernt, dann die achtwöchige Reise nach Newyork überstanden, wo er noch nicht 14jährig mit allen Geschwistern heil ankam. Wieviel Not und Jammer, wieviel Schmutz und Jämmerlichkeit hatte sich in diesem Jahr dem Kinderauge schon gezeigt, wie oft hatte er seit der Mutter Sterben den Tod gesehen! Wieviel Hunger und Krankheitsnot hatte er erfahren!

In der Schule der Not und Entbehrung.

In Newyork wurden ihm bei der Landung zwei Brüder weggenommen. „Ich habe droben gesagt, mein Vater als Wittwer aus Deutschland weggezogen und mit acht Kindern in New York angelandt, alda sind meine beiden Brüder, Georg Friedrich und Christoph Friedrich vom Governör ausgebunden worden nach Long Island, den Winter darauf nemlich im December ist mein jüngster Bruder Johan Friedrich, etwa im sechsten Jahr seines Alters und in Lewensteins Busch, wie man damals redete, begraben. Mein Vater heurathete 1711 meine Stiefmutter. Es war eine unglückliche Heurath und verursachte, daß meine Geschwistrig alle zerstreut wurden. Ich war endlich ganz allein (ohne die drei Kinder der zweiten Ehe) ihm blieben. Es ging auch sonst alles den Krebsgang und kam ein Unglück über das andere über unsere Familie, wovon ich alezeit theilnahm; habe oft nicht gewußt, wo aus habe lernen zu Gott seufzen, und die Bibel wurde mir ein sehr angenehmes Buch.“ (Tagbuch.)

Was liegt alles an Schmerz und Herzeleid in diesem kargen Bericht beschlossen! Wahrlich eine harte Schule!

Acht Monate im Indianerwigwam.

Einige Tage nach seinem sechzehnten Geburtstag kam er auf Wunsch des Vaters 1712 zu dem Indianerhäuptling Quagnant. Der Vater wollte damit den Indianern ein Zeichen der Freundschaft geben und er ahnte wohl, wie wichtig für den Jungen die Kenntniss der Sprache und Sitten der Indianer und deren Freundschaft sein werde. Allerdings mögen auch die Familienverhältnisse mitgespielt haben, daß der Mutterlose nun auch den Vater verlor. „Ein Oberster von der maquaischen Nation (Mohikaner) namens Quagnant besuchte mein Vatter. Sie wurden eins, daß ich mit Quagnant gehen sollte in ein Land, die Maquaische Sprache zu lernen. Ich ging mit ihm und langte zu Ausgang des Novembers in Maquaisch-Land an und mußte mein Logement bey den Indianern nehmen, hab viel müssen ausstehn wegen der grausamen Kälte war nur schlecht gekleidet, habe auch gegen das Frühjahr großen Hunger gelitten, weil die Indianer nichts zu essen hatten. Ein Buschel Welschkorn galt bei 5 und 6 Schilling. Die Indianer waren auch damals in ihrer Trunkenheit noch so grausam, daß ich öfters mich verstecken mußte aus Furcht vor den trunkenen Indianern.“ (Tagbuch.)

Dreiviertel Jahre lebte er im Indianer-Wigwam und lernte die Indianersprache, aber ebenso die Gebräuche der Rothhäute, die das Bleichgesicht immer lieber gewannen. Er wurde ihr Liebling und blieb von ihnen hochverehrt als ihr „guter Vater“ bis an sein Ende. Er lief bald so schnell wie seine roten Freunde, schoß so gut wie sie mit dem Tomahawk, dem Pfeil und der Büchse. Daß aber die Vorstellung falsch ist, als habe dieses abenteuerreiche Leben dem jungen Schwaben gefallen, zeigen nicht bloß seine eigenen Worte. Er hat darüber auch seinen Kindern erzählt, wovon sein Schwiegersohn Mühlenberg berichtet: „Der

Jüngling mußte seinen Aufenthalt bei den Indianern in ihren Hütten und Höhlen nehmen und viel ausstehen wegen der grausamen Kälte, weil er nur schlecht mit Kleidern versehen und der allzu rauhen Lebensart nicht gewohnt war. Ob er nun wohl unter Gottes Schutz sein Leben durch den Winter brachte, nachdem er verschiedenemal in Todesgefahr gewesen, weil die Indianer sich oft mit Branntwein, welchen sie für Pelzwerk von europäischen Christen eintauschen, wütend und blutgierig betrunken und er sich vor ihrer Wut verstecken müssen: so fand sich im Frühjahr eine neue Hungersnot.“

Aber der Knabe hatte die zähe Kraft des Vaters und hielt durch und wurde zum Mann. Wie trostlos verlassen mag er manchmal nach seiner Mutter geweint haben, einen deutschen Liedervers, wie sie ihn beten gelehrt hatte, gesprochen haben in dieser ihm so fremden Welt!

„Zu Ausgang des Julys kam ich wieder von den Indianern zu meinem Vater hatte einen guten Anfang, oder das meiste von der maquaischen Sprache gelernt. Eine englische Meile von meines Vatters Hause wohnten etliche maquaische Familien. So lagen auch allezeit Maquaische hin und wieder auf der Jagd, da es öfters was fehlte, daß ich viel zu dolmetschen hatte, aber ohne Lohn. Niemand war sonst, der die Sprache verstunde, unter unseren Leuten zu finden. Also ward ich der Sprache vollens mächtig, soviel als meine Jahre und andere Umstände zuließen.“

**Wieder bei den Seinen. In schwerster Bedrängnis
ihr Dolmetscher.**

Er kam nach acht Monaten Wigwam-Leben wieder zu den Seinen, als diese eben begannen, unter fürchterlichsten Entbehrungen und Mühen im Schohariatetal nach der Flucht aus der Zwangsarbeit am Hudson sich eine Heimat auf-

zubauen. Da gab es also wiederum nichts anderes als Hunger und Mühsal. Außerdem berichtet er: „Um selbige Zeit war ich sehr krank und glaubte, ich würde sterben, wäre auch gern gestorben — meine Stiefmutter war eine Stiefmutter in der That; ich wurde auf ihre Veranlassung von meinem Vater hart gehalten, hatte sonst keinen Freund und mußte Hunger und Kälte ausstehn, hatte mir öfters vorgenommen, wegzulaufen, aber in gemeldeter Krankheit ward mir Zaum und Gebiß ins Maul gelegt, ich ward gleichsam wie mit einem Strick gebunden, Gehorsam zu leisten und bei meinem Vater zu bleiben.“

Der schwäbischen Kolonie war er unentbehrlich, da er durch die Vertrautheit mit Sprache und Art der Indianer die vielen Streitfälle immer wieder schlichten konnte. Von seiner diplomatischen Geschicklichkeit wie von seiner körperlichen Leistungsfähigkeit zeugt folgende Geschichte: „Im August 1714 vereinbarten die Indianer mit den Deutschen ein Wettrennen. Als Gewinn setzten sie eine Menge Rotwildhäute, wogegen die Deutschen einige ihrer von den Indianern begehrten Gegenstände wie Messer, Beile, Tücher anboten. Beide Parteien versammelten sich in Weisersdorf. Auf seiten der Indianer kämpfte ein junger Mann, der als der schnellste bei ihnen anerkannt war. Die Deutschen stellten Konrad Weiser gegen ihn auf. Der Start war oberhalb des Dorfs. Die Strecke war die Straße durch das ganze Dorf — die Dörfer waren entlang e i n e r Straße gebaut — Das Ziel war das letzte Haus im Dorf. Beim gegebenen Signal legten die beiden los mit der Schnelligkeit von Antilopen. Mit der ängstlichsten Spannung verfolgten die beiderseitigen Angehörigen den Lauf. Die beiden konnten einander kaum einen Vorsprung abgewinnen. Der Sieg war bis zum letzten Augenblick ungewiß. Nahe beim Ziel, als sie um eine Ecke kamen, rannen sie mit solcher Wucht aneinander, daß der Indianer

gegen das Gebäude flog und fiel. Der Deutsche gewann. Unter den Deutschen herrschte Jubel, unter den Indianern Erbitterung, die in Drohungen überging. Es sei nicht mit ehrlichen Mitteln gekämpft worden. Jeden Augenblick konnte es zu Tätlichkeiten kommen. Der junge Weiser aber war klüger als seine Landsleute, er kannte den Charakter seiner roten Freunde besser und wußte, daß ein so geringfügiger Zanf bei ihnen leicht mit Mord und Todschlag endigte. So ging er zu den Indianern, bedauerte auf tiefste den unglücklichen Zufall und verzichtete auf den Preis. Nun wollten die Indianer an Edelmuth nicht nachstehen und nötigten ihm die Hirschfelle auf. So endete alles in Frieden."

Durch solche genaue Kenntniss des Charakters, der Sprache und Anschauungen der Indianer wurde Weiser der unentbehrliche Ratgeber seiner Landsleute wie auch der unersetzliche Vermittler zwischen der englischen Regierung und den Indianern. Ihm allein ist es zu verdanken, wenn durch Jahrzehnte hindurch das schwierige Verhältniss zwischen den weißen Eroberern und den rothhäutigen Ureinwohnern immer wieder gut war, so daß die Kolonien in Ruhe und Frieden sich entwickeln konnten. G. C. Ellis nennt ihn in J. Winsors „Geschichte Amerikas“ in höchster Anerkennung „den fähigsten und klügsten Dolmetscher, den die Briten während geraumer Zeit verwandten, und der bei Beratungen zur Durchführung der wichtigsten Verträge dieser Zeit diente, ein außergewöhnlicher Mann, ebenso durch kühnsten Abenteurergeist, wie innigste Frömmigkeit ausgezeichnet"

Auch Unterhändler mit der englischen Regierung.

Wie schon gesagt, kam der junge Weiser während des Streits der Schoharielenute mit Hunter und den sieben betrügerischen Grundbesitzern ins Gefängnis. Konnte man

den Vater nicht bekommen, sollte der Sohn, der bereits auch schon eine große Rolle spielte, für ihn büßen.

Der neue Gouverneur Burnet wandte sich aber gerade an ihn, als es galt, mit den Schoharialeuten Frieden zu schließen. Während der Vater in London sein Recht suchte, schloß der Sohn mit Burnet ein günstiges Abkommen. Er schreibt: „Ich ward zu Anfang 1721igsten Jahres nach New York geschickt, gemeldem Governör eine Petition einzugeben. Er bezeugte sich freundlich und sagte, was vor Order er von den Lords of Trade mitgebracht hatte, welcher er nach zu leben resolvirt sey. Der Governör Burnet gab denen wenigen, die sich aufs Land im Maquaisch-Land settlen wollten, Patenten, neemlich vor Land auf Steinigt Arabien und ober dem Fall, aber keins an der River, wie das Volk verhoffte, daher ging es auseinander: Die meisten zogen nach maquaisch Land, oder blieben auf Schoharie und kiesen Land von den gemeldeten sieben Herrn.“ Weiser selber zog in das neue ihnen angewiesene Land nach Stone Arabia oder wie die Schwaben sagten „Stönerabe“ mit ihm u. a. die Familien Erhard, Pfeiffer, Kopp, Wagner, Kern, Wörner, Schumacher, Becker, Groß, Keller, Fink, Fuchs. Heute noch erinnern manche Ortsnamen an die damalige Besiedlung, z. B. Palatine Bridge (Pfälzer Brücke), Palatine Church (Pfälzer Kirche 1739 gebaut), German Flats, Mannheim, Döpenheim, Newkirk (Neukirchen) Minden (dieser Stadtname besonders häufig und beliebt wegen der Niederlage der Franzosen bei Minden im Siebenjährigen Krieg).

Hier in der neuen Siedlung hat Weiser ein eigenes Heim gegründet. „Als mein Vatter 1720 nach Engelland war, heurathete ich meine Anna Eva, und ward von Herrn Johann Friedrich Heger, reformierter Prediger, den 22. November mit ihr zusammengeben in meines Vatters Haus auf Schoharie.“ Mit der jungen Frau, die eine Schwäbin war,

geborene Feeg, zog er nach Steinigt Arabien. Hier sind ihm auch vier Kinder geboren, deren Taufe mit Taufpaten und Pfarrer er genau anführt.

Von den Landsleuten nach Tulpehocken gerufen.

Während er sich hier einrichtete und sein Auskommen fand, erreichte ihn 1729 ein Brief von den Landsleuten in Tulpehocken. „Heidelberg in Pennsylvanien am 18. Mai 1729. Lieber Freund Konrad Weiser! Du weißt, als wir Dich im März 1723 in Schoharie verließen, daß wir ehr arm waren und da wir einsahen, daß wir dort ganz zugrundegehen müßten, so faßten wir den mutigen Entschluß, durch die furchtbaren Wildnisse hieher zu ziehen und folgten hinsichtlich der Indianer ganz Deinem Rath, der sich auch uns höchst nützlich zeigte, und wofür wir Dir unseren herzlichsten Dank sagen. Wir erreichten ohne besondere Hindernisse den Nordzweig des Susquehanna-Flusses, wo wir eine Zeitlang verweilten, um uns Flöße und Rachen zu bauen, worauf wir unsere Familie und Gepäck luden und südlich fuhren, bis wir einen schicklichen Ort finden möchten, der uns zur Heimath dienen sollte. Ein Theil von uns, unter welchen die Obhut unserer Hausthiere stand, mußten dasselbe am Ufer hinabtreiben und bestimmten wir, daß diejenigen, welche zuerst an der Mündung eines Baches in den Susquehanna ankämen, daselbst warten sollten, bis die ganze Caravane angekommen sei. Das Land ist schön, fruchtbar, hat die besten Quellen und hinreichend Wasserkraft. Jeder von uns hat bereits soviel Land urbar gemacht, daß es seine Familie ernährt und noch ein bedeutender Überschuß bleibt. Unser Viehstand ist vorzüglich und haben wir bereits mehrere Mühlen am Tulpehocken und am Mühlbach. Die Gegend haben wir, wegen ihrer Schönheit, Heidelberg getauft. Unsere Nahrungsorgen haben

aufgehört, doch fangen die Indianer an, uns Unannehmlichkeiten zu bereiten, wie froh wären wir daher, wenn Du Dich entschließen würdest, zu uns zu kommen, wir wollen Dir eine herrliche Heimath schaffen. Komme recht bald! gez. J. Hehn, P. Fischer, M. Lauer, P. Anspach, C. Löwengut, J. Christ.

Es zeigt die ganze Güte Weisers, daß er dieser Bitte Folge leistete. Mit seinem vortrefflichen, treuen Weib verließ er die kaum gegründete Heimat und zog nach Tulpehocken. Ihm schlossen sich sehr viele an, worunter wir die Namen finden: Becker, Bayer, Briegel, Kapp, Dieter, Jeeg, Fuchs, Fischer, Hartmann, Hail, Hagedorn, Keller, Kuhn, Zeller, Wörner, Kessler, Eberhard, Huber, Kraft, Koch, Lang, Müller, Mayer, Petri, Schneider. 1729 kam Weiser nach Tulpehocken, wo er sich bei Womelsdorf niederließ. Er blieb hier bis zu seinem Tod.

Der getreue Vermittler zwischen Weißen und Rothhäuten.

Es war höchste Zeit, daß ein so guter Freund der Indianer, der zugleich in der Kolonie größtes Ansehen genoß, hierher kam. Die Streitigkeiten hörten nicht auf, auch wenn die Indianer so edelmütige Vertreter wie jenen Häuptling Allumapees hatten, und auch die Ansiedler auf Frieden bedacht waren. Da sie einander nicht verstanden, konnten Mißverständnisse nicht ausbleiben. Außerdem kamen zu den wenigen Familien, denen die Indianer aus Mitleid Land und Schutz gegeben hatten, immer mehr nach. Lange leisteten die Rothhäute keinen Widerstand und gaben um geringsten Preis, zum Beispiel um einige Zentner Blei und Pulver, Messer, Tuch, Spiegel, Nadeln, einige Fässer Rum, ganze Landstriche ab, wohl auch in der Hoffnung, die ihnen so kostbaren Dinge der Weißen, vor allem Feuerwaffen und Feuerwasser (Branntwein)

Schmuck und Geräte im Tauschhandel erwerben zu können. Der höchste Wunsch eines jeden Indianers war eine Donnerbüchse, möglichst aus Harrisburg, wo deutsche Büchsenmacher als die besten galten. Eine solche „long rifle“ in die Hand zu bekommen, gab man viel dahin.

Als jedoch die Weißen sich immer mehr ausbreiteten, fürchteten die Indianer bald, keine Jagdgebiete mehr zu haben und wehrten sich. Sie griffen zur Gewalt, überfielen Ansiedlungen, raubten alles und zogen frohlockend mit dem Skalp der Ermordeten ab. Dazu wurden sie noch von den Franzosen aufgehetzt, die für jede Kopfhaut eines Deutschen oder Engländers Belohnung auszahlten.

Gerade in Pennsylvanien, wo die Weißen sich niederließen und außerordentlich viele nach sich zogen, sind in den Jahren 1727/30 2450 Personen, 1731/40 über 13 000 Personen, meist aus Württemberg, der Pfalz und Hessen eingewandert. 1750 hatte Pennsylvanien mit der schon groß gewordenen Hauptstadt Philadelphia bereits eine Gesamtbevölkerung von 230 000 Menschen. Darunter waren mehr als 100 000 Deutsche. 1757 kamen 6000 Württemberger nach Amerika, meist wieder nach Pennsylvanien. 1759 kamen gar in diese Provinz 22 000 Württemberger, Badener und Pfälzer. Bei dem Landhunger des einzelnen Kolonisten und bei deren starker Nachkommenschaft brauchte man für die großen Massen weite Landgebiete.

Weiser, der „gute Vater“ der Indianer.

Daß diese Entwicklung durch viele Jahre im ganzen friedlich vor sich ging, ist das Verdienst Konrad Weisers, des ehrlichen Maklers, dem es nicht darum zu tun war, möglichst viel Vorteile für die Weißen oder gar für sich herauszuschlagen, womöglich durch Betrug der arglosen, leicht zu hintergehenden Indianer. Vielmehr suchte er

auch ihren Forderungen gerecht zu werden, um einen wahren Frieden zu schaffen. Er trat oft genug gegen Weiße scharf auf, schenkte auch nicht energische Zurechtweisungen an die Adresse der Regierung. Er kämpfte ganz besonders scharf dagegen, daß die Indianer im Rausch übervorteilt und überhaupt durch Branntwein zugrunde gerichtet wurden. Die Indianer sahen in ihm deshalb ihren Freund und weigerten sich bald, zu Verhandlungen zu erscheinen, wenn nicht Weiser dabei war.

Die bedeutendste Indianermacht der dortigen Gegenden war der Irokesenbund, die sechs Nationen. Sie waren besonders tapfer und viel auf dem Kriegspfad. Der Sitz ihres Rates, der Sachems, war Onondaga. Ihr Unterhändler mit den Weißen war der Häuptling des Oneida-Stammes Shikellamy. Bald wurde dieser bekannt mit Weiser und schloß Freundschaft mit ihm. Er war von einem Jesuiten in Kanada getauft worden, war religiös sehr interessiert. Später schloß er sich den mährischen Brüdern, den Herrnhutern, an und ging auch im letzten Jahr seines Lebens nach deren Hauptgemeinde in Pennsylvanien, Bethlehem. Krank geworden ging er nach Shamokin heim, wo mährische Brüder bei ihm wachten, bis er am 6. Dezember 1748 starb. Begraben ließ er sich im Familiengrab seines Freundes Weiser. Die Freundschaft der Männer hatte im Religiösen ihren tiefsten Grund, und war deshalb wohl auch unwandelbar und unerschütterlich.

Auch einen anderen Häuptling, Gehachquez, gewann Weiser als treuen Freund.

Von der englischen Regierung zum Unterhändler bestellt.

Als Shikellamy zu einer Verhandlung von der englischen Regierung eingeladen wurde, verlangte er, daß auch Weiser dazu käme, und im Jahre 1731 bat der Gouver-

neurlieutenant der Provinz, Gordon, der dazu Weiser auf seiner Farm aufsuchte, den Schwaben, die Stelle eines Regierungsdolmetschers anzunehmen. Auf Zureden seiner Indianerfreunde ging er darauf ein und ward damit offizieller Regierungsunterhändler bis zu seinem Tode.

Wie schwer es war, richtig zu dolmetschen, zeigt eine Anekdote, wonach der Statthalter, um die Indianer für sich zu gewinnen, ihnen sagen ließ: „Gott sieht die Person nicht an.“ Rote und Weiße seien auch vor ihm gleich. Bei dem Dolmetscher wurde daraus: „Solche Leute wie euch sieht Gott gar nicht an.“ Statt Frieden gab es daraufhin natürlich erst recht Streit. Über Weiser und Shickellamy aber sagten die Indianer: „Die Körper der beiden sind gleich verteilt, wir haben die eine Hälfte, ihr habt die andere. Konrad Weiser ist treu und ehrlich, er ist ein wahrhaft guter Mensch und hat bei allen Angelegenheiten eure und unsere Worte gesprochen und nicht die seinigen.“

Schon 1728 wollten sich die Irokesen die Herrschaft über die von ihnen unterworfenen Stämme in Pennsylvanien sichern, über die Delaware- und Shawnee-Indianer. Weiser brachte die Regierung, der er bei der im Jahr 1731 darüber stattfindenden Verhandlung als Unterhändler diente, dazu, dies zu unterstützen.

Immer wieder gab es Gelegenheit, einzugreifen und immer verstand es der schwäbische Bauerndiplomat, Regierung und Indianer zu einer Einigung zu bringen. 1736 erreichte er bei der englischen Regierung, daß den Irokesen eine Entschädigungssumme bezahlt wurde, auf die sie noch Anspruch hatten.

1737 machte Weiser mitten im Winter eine äußerst gefährvolle Reise nach Onondaga, ins Hauptquartier des Irokesenbundes, auf Wunsch des Gouverneurs Gooch von Virginien und im Auftrag des Gouverneurs Logan von Pennsylvanien. Es galt, die dort versammelten Haupt-

linge der sechs Nationen zu einem Friedensschluß zu bewegen mit ihren Feinden, den in West-Pennsylvanien und West-Virginien hausenden Cherokesen und Catawbas. In einem Krieg zwischen den verschiedenen Stämmen hätten natürlich die dort wohnenden Kolonisten ungeheuer zu leiden gehabt. Bei härtester Kälte zog Weiser, von einigen Indianern begleitet, durch die Urwälder, mußte über reißende Ströme setzen, wo er einmal einen ganzen Tag suchen mußte, um einen Indianer zu finden, der das Wagnis unternahm, ihn hinüber zu bringen. Er brachte 100 englische Pfund als Gähne mit für Vergehen, die von virginischen Ansiedlern den Indianern zugefügt worden waren. Der Oberhäuptling soll den Schwaben empfangen haben mit den Worten: „Du bringst doch immer gute Nachricht.“ Weiser sagte lächelnd: „Es ist gerade genug, wenn man sich einen so langen Weg über Felsen und gestürzte Bäume bergauf und bergab bahnen muß und dabei noch von fliegendem und kriechendem und giftigem Gewürm bald aufgefressen wird. Wenn man sich dann noch mit schlechten Nachrichten abschleppen müßte, das wäre zu viel.“ Die Besprechungen endeten mit einem Fest, wobei es Rum gab und viel Maisbrei. Dem „guten Vater“ Weiser schöpften dabei die Frauen besonders große Portionen. Mit ihrem Ruf „Joohaa“ bekräftigten sie immer wieder die Freundschaft. Weiser wurde dabei sogar von den Indianern naturalisiert, was eine besondere Ehre bedeutete.

1742 hatte Weiser ganz hervorragenden Anteil an der von dem Gouverneur Thomas von Pennsylvanien vom 2.—12. Juli anberaumten Verhandlung mit 70 Häuptlingen. Die Indianer waren aufgebracht wegen der widerrechtlichen Wegnahme von Ländereien. Sie waren auch von den Franzosen aufgehetzt, die mit allen Mitteln suchten, die mächtigen Stämme der sechs Nationen auf ihre

Seite zu bringen. Die Franzosen hatten sich im Norden festgesetzt, waren die Herren Kanadas geworden und drangen immer weiter nach Westen und Süden vor. Den Engländern unterstanden die östlichen Küstenländer Nordamerikas, die sie teilweise den Holländern abgenommen hatten. Immer mehr hatten sich die Franzosen im Rücken der Engländer am Ohiofluß festgesetzt und am Mississippi herunter bis zum Golf von Mexiko ihre Missionsstationen und ihre Forts angelegt. Vielfach hatten sich Franzosen durch Heirat mit Indianern vermischt, was auf englischer und deutscher Seite nur in ganz wenigen Fällen vorkam, wie zum Beispiel bei dem Herrnhuter Missionar Post, der deshalb aus der Mission ausscheiden mußte und ein sehr guter Unterhändler zwischen Weißen und Roten wurde. Die Franzosen, die wenig Wert auf die Bebauung eigenen Ackerlandes legten, waren meist Trapper, das heißt, sie waren Jäger und Händler, die in ziemlich primitiven Blockhütten oder bei den Indianern wohnten und meist unterwegs waren. Solche Händler gab es bei den Deutschen kaum, die nichts als Ackerbauern sein wollten. Ferner gewannen die Franzosen die sehr auf alles Außere Wert legenden Indianer leichter für die katholische Religion als die Engländer und Deutschen es für die protestantische tun konnten. Ritus und Zeremonien beim katholischen Gottesdienst beeindruckten die naiven Naturkinder durch ihre starke Sinnfälligkeit sehr tief. Dann aber sparten die Franzosen Geld und Brantwein nicht. So wuchs die Spannung zwischen Franzosen einerseits und Deutschen und Engländern andererseits, die hier immer eine Einheit bildeten, immer mehr. Es drängte zu der Entscheidung, wem Nordamerika zufallen sollte. Daß bei diesem Kampf die Indianer den Ausschlag gaben, ist klar. Damit wird auch die ungeheure Wichtigkeit der Aufgabe Weisers deutlich.

Es gelang ihm bei der großen Verhandlung von 1742 nicht bloß, die 70 Häuptlinge zufriedenzustellen. Er gewann zugleich ihre Hilfe in dem drohenden englisch-französischen Krieg und entzog sie den Franzosen.

Die Deutschen müssen zwischen England und Frankreich wählen.

Es mag betrüblich erscheinen, daß hier der Deutsche für eine fremde Nation arbeitete. Aber er hatte kein deutsches Vaterland, kein Deutsches Reich, das sich hinter ihn stellte. Er war Württemberger, andere waren Badener, Pfälzer, Hessen usw. Wie sollten aber ihre Herzöge oder Kurfürsten, die sich gegenseitig bekriegten, sie in Amerika unterstützen? So blieb ihnen gar nichts übrig, als sich mit den Engländern zusammenzutun. Von den Franzosen hatten sie zu viel Furchtbares erfahren und waren ja vor ihnen aus der Heimat geflohen. Und nun begegneten sie auch hier wieder demselben Feind. Da war die Stellungnahme selbstverständlich. Auch Weiser war ausgesprochener Franzosenfeind. Auch bei ihm ging es natürlich auf seine Jugendeindrücke zurück. Schon der Pfarrer Hägelin hatte in der Schule gesprochen „von dem unbarmherzigen tyrannischen Feind vom Abend her“ Die Erfahrungen in Amerika bestärkten Weiser in dieser Meinung.

Gewiß liebte er auch die Engländer nicht. Was hatten die Auswanderer Schlimmes erfahren von Leuten wie Hunter und Livingston! Er kannte auch den englischen Krämergeist. Aber Weiser war nicht ein Mann, der sich von Stimmungen und Gefühlen leiten ließ, sondern ein klar abwägender, weitblickender Kopf, der vor allem das eine Ziel hatte, seinen Landsleuten zu dienen. Es war ihm klar, daß die deutschen Kolonisten, die ihr Land durch

die Engländer bekommen hatten, und die, die alle noch nach Amerika in englisches Gebiet kommen wollten, Ruhe und Frieden brauchten. Es gab natürlich schon damals, ein Menschenalter vor dem Unabhängigkeitskrieg, unter den Deutschen viele Elemente voll Unruhe, Abenteurergeist und glühendem Freiheitsdrang, welche die englische Herrschaft gern abgeschüttelt hätten. Weiser aber wußte, daß hinter den Deutschen keine Macht stand, während Frankreich und England Großmächte waren. Er sah, daß die Deutschen in Amerika noch zu schwach und viel zu uneinig waren, um eine eigene Macht gegenüber den andern sein zu können. So blieb einstweilen nur die Wahl zwischen Frankreich und England. Deshalb lautete die Überschrift einer Flugschrift Weisers, der ältesten deutschen Flugschrift in Amerika überhaupt, die 1741 erschien: „Ernsthafter und zeitgemäßer Rat an unsere Landsleute, die Deutschen in Pennsylvanien.“ Der Rat Weisers ist, solche Assemblymänner (Abgeordnete für die Landessversammlung) zu wählen, die eine Gewähr für die Aufrechterhaltung der Ordnung und der Rechte des Volkes geben, und das seien nach seiner Ansicht die Engländer.

Als später die Franzosen aus Amerika verdrängt wurden und es sich darum handelte, gegen die Engländer die Freiheit des Landes zu gewinnen, da war Weisergeist in seinen Enkeln an erster Stelle mit in diesen Kämpfen, wo Pennsylvanien auch Kriegsschauplatz war. Diese Enkel waren der große General Peter Mühlenberg und dessen Bruder Friedrich August, der Präsident des Bundeskongresses. Allerdings fehlte Konrad Weiser in diesem Freiheitskrieg. Const hätten die Engländer nicht so viele Indianer gegen die Freiheitskämpfer gewinnen können, wobei sie wie die Franzosen die Indianer für die abgelieferten Skalpe belohnten.

Weisers Verhandlungen entscheiden das Schicksal Nordamerikas.

Daß es Weiser gelang, die Indianer zu einem großen Teil, besonders die im Irokesenbund zusammengeschlossenen sechs Nationen, die vielfach zu den Franzosen hinneigten, auf die englische Seite zu bringen, ist demnach eine weltgeschichtlich entscheidende That gewesen. Daß dies im Jahr 1742 zum erstenmal Wirklichkeit wurde, wird in allen damaligen Berichten ganz allein der Geschicklichkeit Weisers und seiner Beliebtheit bei den Indianern zugeschrieben.

Manche Fehler der englischen Gouverneure konnte er nicht verhindern oder nur sehr schwer wieder gutmachen. So wurden durch Ungeschicklichkeiten die Delaware- und Shawnee-Indianer entfremdet, um eines augenblicklichen Vorteils willen, um dem Onondaga-Häuptling Canasatego zu gefallen. Weiser hielt an Penns herkömmlicher Politik der ehrlichen Friedensliebe fest. Auch trieb er keine Kirchthumpolitik und verachtete Augenblickserfolge oder Handlungen aus sogenannten Prestigegründen. Er arbeitete auf weite Sicht.

1743 drohte ein Krieg zwischen Irokesen und Virginien auszubringen. Der Gouverneur von Virginien bat flehentlich die Provinz Pennsylvanien, ihren „ehrlichen Dolmetscher Weiser“ zu senden. Er reiste, all seine eigenen Angelegenheiten liegen lassend, nach Onondaga und stiftete Frieden.

Durch seinen Einfluß kam 1744 der Lancaster-Vertrag zustande, durch den glücklicherweise die Leitung der Indianer-Angelegenheiten von Newyork nach Pennsylvanien, das heißt praktisch in seine Hand verlegt wurde.

Als dann wirklich der französisch-englische Krieg, der König Georgs-Krieg (1744—1748) ausbrach, brachte Weiser sogar ein Schutz- und Trugbündnis zwischen den

sechs Nationen und den Engländern fertig. Obwohl die Indianerstämme von französischen Sendlingen und französischem Geld aufs lebhafteste bearbeitet wurden, hielten sie doch die Neutralität. Weiser reiste unermüdlich, zu Fuß, zu Pferd durch die Urwälder, im Kahn auf reißenden Gebirgsflüssen, bei Hitze und Kälte, zu den Gefahrenpunkten. Nichts schreckte ihn, keine Entbehrung scheute er. Er wußte sich verantwortlich und wollte seine Landsleute vor den Schrecken eines grausamen Krieges bewahren. Ein ganz außergewöhnliches Pflichtbewußtsein trieb ihn und ließ jede Schwierigkeit überwinden.

Es ist auch höchst bewundernswert, wie er die Indianer zu behandeln verstand. Er nahm sie ernst als gleichwertige Menschen. Er hatte genug Schlimmes erfahren von Weißen in Europa und Amerika, daß er nicht von vornherein die Roten verachtete. Ebensowenig hat er je ihre Gutherzigkeit ausgebeutet. Wie hoch er von ihnen dachte, mit welcher Weitherzigkeit, Offenheit und Hochachtung er auch ihrem geistigen Sein gegenüber stand, zeigen folgende Sätze Weisers: „Wenn man unter Religion Glauben und Kultus versteht, so haben die Irokesen keine Religion. Aber wenn man von einem Sehnen und Verlangen der Seele nach Gott redet, so sind sie wirklich religiös.“ Wie einst Weiser völlig ermattet es war furchtbar kalt, der Proviant war aufgebraucht, nirgends war eine schützende Hütte sich zum Sterben hinlegen wollte, habe der ihn begleitende Indianer Gott laut um Hilfe angerufen und ihm, dem Christen gesagt: „Mein lieber Kamerad, der uns so oft ermutigt hat, willst du jetzt verzagen, da wir nur noch drei Tagereisen von Onondaga entfernt sind? Bedenke, daß böse Tage besser sind als gute Tage. Denn wenn wir leiden, sündigen wir nicht. Die Sünde wird ausgetrieben, wenn es übel mit uns geht, Gott hat Mitleid mit uns.“ Weiser sagt weiter: „Diese

Worte machten mich schamrot, ich erhob mich und ging weiter, so gut ich konnte. Der Indianer geht ohne Proviant auf weite Reisen, er glaubt, daß Gott ihn schon versorgen werde, während der Weiße immer sein Brot bei sich trägt."

Durch dieses Eingehen auf das Innerste seiner roten Freunde wurde Weiser wirklich als einer der Ihren anerkannt und er bekam auch einen Indianernamen, Tharachiwagon.

Als im französisch-englischen Krieg, in dem er für sein Land Pennsylvanien den Frieden aufrecht erhalten konnte, die Mohawk-Indianer im Staat Newyork mit dem Überfall auf die dortigen Kolonisten, bei denen die Weiser ja früher selber gelebt hatten, im Schohariatetal und im Mohawktal drohten, rief der Gouverneur Clinton von Newyork Weiser dringend zu sich. Einwohner von Albany hatten die Mohikaner beim Handel betrogen und die daraus entstandene Mißstimmung hatten die Franzosen auszunützen verstanden. Schon hatten die roten Krieger das Kriegsbeil erhoben und ihr Kriegsruf erscholl auf indianischen Fußpfaden. Weiser schenkte den gefährlichen Weg zu den bis aufs Äußerste gereizten Mohawk-Leuten nicht. Er drang vor bis zur nördlich gelegenen Indianerstadt Oswego. Sogar von Indianern wurde er gewarnt, weiter zu gehen. Er aber ging den Weg, den ihn die Angst um die Landsleute gehen hieß. Auch hier stellte er den Frieden her, und auch hier war das Vertrauen der Indianer zu ihm so groß, daß sie erklärten, wo er stehe, stehen auch sie und sie werden gegen die Franzosen sich wenden.

Im Jahr 1748 schloß der unerschrockene Schwabe den wichtigen Vertrag von Logtown mit den westlichen Stämmen. Dadurch wurde der Handel der Pennsylvanier bis zum Mississippi ausgedehnt. Man hatte erfahren, daß der dort herrschende Einfluß der Franzosen durch Streitig-

keiten geschwächt sei. Bisher den Franzosen tren ergebene Indianer in der Gegend von Detroit hatten sich sogar erhoben und Stämme am Eriesee hatten einen Friedensgürtel, ein Wampum, und einen französischen Skalp gesandt. Ein solcher Friedensgürtel ist aus Schnüren gefertigt, worin aus dem Muschelgeld der Indianer symbolische Figuren eingestickt sind. Weiser wurde zu Verhandlungen geschickt. Es war dieser Vorstoß nach Westen eine ganz besonders anstrengende Reise, die wie politischen und wirtschaftlichen, so auch Forschungswert hatte. Im Auftrag des Gouverneurs von Pennsylvanien ging er über die damals fast unpassierbaren Berge und Wälder bis zum Ohio. Es war die erste amtliche Reise über die appalachischen Gebirgswälle hinaus. Weiser wurde damit der Bahnbrecher der Westwanderung. Er fuhr den Ohiofluß bis Logtown hinunter, um den dortigen Indianern Geschenke und Wampums zu überreichen. Er sollte sie von dem Bündnis mit den Franzosen lösen. Zugleich hatte er die dort liegenden französischen Forts zu beobachten und darüber zu berichten. Die Aufgabe erforderte ebensoviel Kühnheit wie Umsicht. Er selber, der nie viel Worte von sich macht und in seiner bescheidenen Art die Gefahren und Anstrengungen in seinen Berichten meist ganz übergeht, sagt doch: „Es war genug, einen Mann umzubringen, über solchen langen und schlechten Straßen zu kommen, über Berge, Felsen, alten Bäumen und Flüssen, sich durchzukämpfen durch Wolken von Ungeziefer und alle Sorten giftigen Würmern, kriechende Wesen, böse Tiere.“ Im folgenden sei im Auszug der Bericht Weisers über diese Reise an den Ohio wiedergegeben, zugleich als Probe seiner vielen Berichte überhaupt.

Weisers Bericht über seine Reise an den Ohio.

August 11. Reiste von Hause ab und kam bis James Calbreath an diesem Tag. 30 Meilen.

15. 16. Verweilte im Lager, weil einige Leute krank zurückkamen.

20. Gelangen bis Franks Town, sahen aber keine Häuser und Hütten.

24. Fanden einen Toten am Wege. Der Mann war ums Leben gekommen, weil er zu viel Schnaps getrunken hatte. Der Platz war sehr steinig und konnten wir deshalb kein Grab schaufeln. So bedeckten wir ihn mit Steinen.

26. Mieteten ein Canoe und zahlten 100 schwarzen Wampum, um uns nach Logs Town zu bringen. Unsere Pferde waren alle übermüdet, wir benützten den Fluß für die Weiterreise und gelangten am Abend zu einer Stadt der Delawaren.

27. Begannen unsere Weiterreise zu den Senecas. Es regiert dort eine alte Senecafräule mit großer Macht und Ansehen. In ihrem Hause aßen wir zu Mittag und wurden sehr freundlich behandelt. An diesem Ort wie auch sonst wurden wir durch das Abfeuern vieler Gewehre empfangen. Wir begrüßten die Stadt, indem wir vier Doppelpistolen abfeuerten. kamen am selben Abend in Logs Town an. Die Indianer hielten eine Versammlung ab, um die Hände mit mir zu schütteln.

29. An diesem Tag erhielten wir die Nachricht, daß die sechs Nationen im Begriff standen, Krieg gegen die Franzosen zu erklären, da die Franzosen einige indianische Abgesandte gefangen genommen hatten. Es wurde eine Ratsversammlung abgehalten und man sagte, daß der Indianerbote in der Nähe wäre, um alle Indianer zu benachrichtigen, sich für den Kampf gegen die Franzosen vorzubereiten.

2. Es regnete immerfort. Die Indianer brachten sehr viel Wildbret ein.

3. Pflanzte die Unionsfahne auf an einer hohen Stange. Traktierte alle mit Rum und es wurde die Gesundheit des Königs der Indianer und der Weißen ausgebracht. Gegen Abend kamen sehr viele Indianer an, um an der Ratssammlung teilzunehmen. Zur Nachtzeit, da ich sehr an der Kolik litt, ließ ich mir die Aldern schlagen.

4. Da ich mich sehr schwach fühlte, so blieb ich den ganzen Tag im Bett.

5. Fühlte mich besser. Scaiohadny (ein sehr angesehener Oneidahäuptling) besuchte mich. Besprach mit ihm die kommende Ratssammlung.

7 Da mir mitgeteilt wurde, daß die Wondats unentschlossen seien, ob sie nicht zu den Franzosen zurückkehren sollten, und auch sich bemüht hätten, die Delawaren mitzunehmen und diese den Franzosen zu empfehlen, so sandte ich Andrew Montur mit einem Wampumgürtel nach Beaver Creek, um sich von der Wahrheit dieser Gerüchte zu überzeugen. Sie sandten einen Wampumgürtel als Zeichen, daß sie mit den Wondats nicht in Verkehr gewesen in dieser Beziehung und daß die Gerüchte falsch seien.

8. Hatte eine Besprechung mit den Häuptlingen der Wondats, erkundigte mich nach ihrer Zahl und was sie veranlaßt habe, sich von den Franzosen abzuwenden, wie auch was sie für Verhandlungen mit den Sechs Nationen gehabt und ob sie mit der Regierung von New York in Verhandlung getreten seien. Sie erklärten, daß sie sich deshalb von den Franzosen abgewandt, weil diese sie so hart behandelt hätten, dann die Franzosen ihre jungen Männer immer veranlaßt hätten, gegen die Feinde der Franzosen Krieg zu führen, daß sie sie als ihre eigenen Leute, das heißt als ihre Sklaven behandelten und daß ihre Waren so teuer seien, daß die Indianer sie nicht

kaufen könnten; daß ein hundert Krieger herüber gekommen seien, um sich den Engländern anzuschließen, daß siebzig zurückgeblieben seien. Doch hofften sie, daß diese bald nachkommen. Sie hätten seit Jahren mit den Sechs Nationen in guten Beziehungen gestanden, daß sie in der That einem Volk angehörten und daß sie wünschten, daß die Sechs Nationen den Franzosen gegenüber etwas schärfer auftreten sollten. Daß sie vor etwa 50 Jahren mit dem Gouverneur von New York in Albany einen Freundschaftsvertrag gemacht hätten.

Ich traktierte sie mit einem Quart Schnaps und einer Rolle Tabak. Sie drückten ihr Wohlwollen für den König von England und seine Leute aus und freuten sich sehr, daß ich sie als Brüder der Engländer betrachte.

Ich ersuchte die Vertreter aller Indianernationen, die an den Wässern des Ohio wohnten, mir eine Aufstellung ihrer Krieger zu geben. Viele verließen die Stadt, weil die Waren nicht ankamen und die Bewohner der Stadt nicht genug Lebensmittel aufreiben konnten, so groß war die Zahl der Unwesenden.

9. Ich hatte eine Besprechung mit den Senecas und gab denselben einen großen Wampumgürtel, schwarz und weiß, um dieselben wissen zu lassen, daß der Gouverneur von Pennsylvanien mich beauftragt hätte, mich zu erkundigen, wer es gewesen, der vor kurzem Leute in Carolina zu Gefangenen gemacht hatte, wovon einer ein großer und einflußreicher Mann gewesen sei, und daß ich soweit erfahren hätte, daß einige Senecas die Schuldigen seien, und daß ich nun wissen möchte, warum sie das getan, und da sie ihre Kriegsbeile in die Körper ihrer Brüder gesenkt, so könnten sie nicht erwarten, daß ich mit gutem Herzen meine Botschaft an sie ausrichten könne, ehe sie mich in dieser Beziehung zufrieden gestellt hätten, da sie berücksichtigen mußten, daß die Engländer, obgleich sie in verschie-

denen Provinzen lebten, dennoch alle ein Volk seien und daß eine Untat gegen einen begangen auch eine Untat den andern gegenüber bedeutete und ersuchte sie, mir eine klare Antwort zu geben.

10. Viele Indianer betranken sich. Ein gewisser Henry Norland hatte etwa 30 Gallionen Schnaps in die Stadt gebracht. Heute machte ich dem alten Shawneehäuptling Sacawatchecky ein Geschenk von einem Stück Tuch, einer Decke, einem Rock, einem Hemd und einem Paar Strümpfe und sagte ihm, daß der Gouverneur und Rat von Philadelphia ihre Liebe und Freundschaft ihrem alten und treuen Freunde ausdrücken wollten und wünschten, daß er die Kleider in Gesundheit tragen möchte.

11. George Croghan und ich zerstörten ein 8 Gallionen Faß Schnaps, das dem vorbesagten Norland gehörte, da man ihn nicht veranlassen konnte, das Faß im Gehölz zu verstecken; sondern das Feuerwasser verkaufen wollte und sich auch selbst betrank.

12. Die Indianer beantworteten meine Fragen bezüglich der in Carolina gemachten Gefangenen. Thananieson, ein Sprecher der Senekas, sprach darüber in Gegenwart der Gesandten aller Nationen (wir befanden uns unter freiem Himmel). Er sagte: „Brüder, ihr kamt einen weiten Weg, um uns zu besuchen, und manches Übel könnte Euch befallen haben auf dem weiten Weg, das Euren Augen geschadet, wie auch Euren Innern, denn das Gehölz ist voll von bösen Geistern. Wir geben Euch diesen Wampumgürtel, um Eure Augen und Eure Gedanken zu klären und um alle Bitternis Eures Geistes zu beseitigen, damit Ihr unsere Rede freundlich aufnehmt.“ Darauf nahm der Redner den Gürtel in seine Hand und sagte: „Brüder, als wir uns das erstemal bei Eurer ersten Ankunft in Albany trafen, reichten wir uns die Hände und wurden Brüder, und wir befestigten Euer Schiff an die Büsche, und als wir mehr mit

Euch bekannt wurden, liebten wir Euch immer mehr, und da wir wohl einsahen, daß ein Busch Euer Schiff nicht halten konnte, befestigten wir es an einem großen Baum, und seit dieser Zeit hat immer Freundschaft zwischen uns geherrscht. Nachher aber, sprach Ihr, unsre Brüder, daß ein Baum umfallen und das Seil, womit das Schiff befestigt sei, wegfaulen könnte. Ihr machtet darauf den Vorschlag, eine Silberkette anzufertigen und Euer Schiff an die großen Berge in dem Land der Fünf Nationen zu befestigen, und diese Kette wurde die Kette der Freundschaft genannt. Wir alle waren mit unsern Armen damit befestigt, und wir die Indianer der Fünf Nationen gingen mit vollem Herzen darauf ein, und seither hat ein gutes Einverständnis zwischen uns geherrscht. Es tut uns aber leid, daß einige unsrer Krieger auf die Anregung des bösen Geistes ihre Kriegsbeile in unsern eigenen Körper schlugen, denn unsere Brüder, die Engländer, und wir sind eines Körpers. Wir ziehen deshalb unser Kriegsbeil zurück und wir wünschen, daß das häßliche Vorkommnis in den tiefsten Grund des bodenlosen Morastes begraben werde und daß die Kette der Freundschaft unbefleckt erhalten bleibe.“ Er übergab einen Wampumgürtel, der fast ganz schwarz war und sagte: „Der Mann, der als Gefangener zu uns gebracht wurde, wir liefern ihn an Euch aus, er gehört Euch (legte den Gürtel nieder, faßte den Gefangenen an der Hand und führte ihn mir zu).“

15. Die Wandots ließen mich rufen, wie auch Andrew, und beschenkten uns mit sieben Biberfellen von ungefähr 10 Pfund Gewicht und sagten, daß sie uns das Geschenk gäben, damit wir uns nach unserer Ankunft in Pennsylvanien einige Erfrischungen kaufen könnten. Sie wünschten uns eine glückliche Reise, erhoben ihre Hände und sagten, daß sie Gott bitten würden, daß er uns beschütze und glücklich nach unsrer Heimat leiten möge. Ich wünschte

ihre Namen kennenzulernen. Sie führten sich wie vernünftige und ehrliche Menschen auf und die meisten hatten graue Haare.

16. Ich antwortete den Delawaren: „Brüder Delaware! Es ist wahr, was Ihr sagtet, daß die Leute von Pennsylvanien Eure Brüder sind.“ Gab ihnen fünf Rösche.

17 Es regnete stark, gegen Mittag klärte es sich auf. Die Vertreter traten zur Ratsversammlung zusammen und ich ließ ihnen sagen, was der Gouverneur und Rat von Pennsylvanien ihnen bekannt zu geben wünschte. „Brüder, die Ihr am Ohio wohnt! Einige von Euch sind in Philadelphia gewesen und haben uns benachrichtigt, daß Ihr das englische Kriegsbeil aufgenommen und es bereits gegen die Franzosen angewandt habt und daß die Franzosen sehr harte Köpfe gehabt, daß Euer Land aber nichts wie Stöcke und Eschenholz habe, die nicht genügend wären, um sie zu brechen. Ihr wünschtet, daß Eure Brüder Euch mit solchen Waffen beistehen sollten, um das fertig zu bringen. Eure Brüder, der Gouverneur und der Rat versprachen Euch dann, Euch im kommenden Jahr etwas durch Tharachiwagon (Weisers Indianername) zu senden, da aber andere Angelegenheiten ihn daran hinderten, die Reise zum Ohio zu unternehmen, so wurde Euch etwas durch George Croghan gesandt. Ehe jedoch dieser zurückkam, kam die Nachricht über den großen See, daß der König von England und der König von Frankreich sich geeinigt hätten, daß sechs Monate das Kriegsbeil begraben werden sollte, und daß sehr wahrscheinlich Friede geschlossen werde. Eure Brüder, der Gouverneur und der Rat wußten dann nicht recht, was sie tun sollten. Es ziemte sich nicht für sie, dem Befehl des Königs zuwider zu handeln, und es war nicht in ihrer Macht, Euch in dem Krieg gegen die Franzosen zu ermutigen. Da aber Eure Brüder nie versäumen,

ihre Versprechungen zu erfüllen, so haben sie es für richtig gefunden, statt der verlangten Waffen Euch passende Geschenke zu senden, und so sandten sie dementsprechend mich mit dem Geschenk, und hier sind die Waren vor Euren Augen. Ein französischer Friede ist eine sehr zweifelhafte Sache, sie halten ihn nicht länger, als wie es in ihrem Interesse ist, und dann brechen sie ihn, ohne daß man ihnen eine Veranlassung dafür gibt. Die Leute des französischen Königs sind im alten Frankreich wegen Mangel an Nahrungsmittel fast am Verhungern, und so wünschen sie den Frieden, unsre weisen Führer sind aber der Überzeugung, daß sie, sobald sie ihren Leib gefüllt, wiederum Krieg anfangen. Alle Nationen in Europa wissen, daß ihre Freundschaft mit Gift durchtränkt ist und viele, die sich zu sehr auf ihre Freundschaft verlassen haben, sind ins Unglück geraten.

Ich will nun schließen und sagen, daß wir, die Engländer, unter allen Umständen Eure treuen Freunde sind, und als Zeichen dafür nehmt diese Geschenke!" Die Waren wurden aufgedeckt und ich fuhr fort: „Einige Eurer jungen Männer haben unsre Händler beraubt, aber Ihr werdet so ehrlich sein, sie zum Schadenersatz zu zwingen. Ihr seid nun ein angesehenes Volk geworden, weshalb Ihr in der Zukunft als weise Leute handeln und mehr beständig sein sollt." Gab einen Gürtel. „Brüder! Ihr habt in der letzten Zeit viel geklagt, daß die Händler zu viel Rum zu Euch bringen und wünschtet, daß das nicht mehr geschehe. Eure Brüder, der Gouverneur und der Rat haben ein Gesetz gemacht und es verboten und kein Händler sollte mehr Rum bringen. Ich habe das Gesetz bei mir, doch scheint es, daß Eure Brüder nicht die Macht besitzen, es vollkommen zu verbieten. Ihr schickt Eure Pelze durch die Händler, um Rum dafür Euch zu kaufen. Ihr geht selbst und holt ganze Pferde beladen mit Schnaps, woraus

hervorgeht, daß Ihr den Schnaps sehr liebt. Außerdem seid Ihr selbst Euch nicht einig darüber, der eine will es haben, der andere, deren es wenige sind, will es nicht, Ein dritter sagt, wir wollen den Schnaps billiger haben und das letztere, so glaube ich, kommt von Eurem Herzen. (Sie lachten, als ich das sagte.) Eure Brüder haben deshalb bestimmt, daß jedes Faß Schnaps Euch für fünf Böcke verkauft wird, und wenn ein Händler Euch Schnaps nicht zu diesem Preis geben will, dürft Ihr es ihm abnehmen und umsonst trinken.“ Gab einen Gürtel. Ich lieferte die Geschenke aus. Die Indianer zeigten große Zufriedenheit. Das Regenwetter verursachte, daß sie sich mit ihren Geschenken in die Hütten begaben.

19. Scaiohadn, Tannghriffhon und Oniadagarehra mit anderen sprachen: „Bruder Onas! Wir wünschen, daß du hören mögest, was wir im Namen der am Ohio wohnenden Indianer zu sagen haben. Wir haben gehört, was du uns gesagt hast und danken dir vielmals für die Güte und die Geschenke. Augenblicklich können wir unsern Dank nur mit leeren Händen aussprechen, bis sich eine Gelegenheit bietet, es in ausgiebiger Weise zu tun. In der Zwischenzeit seht uns als Eure Brüder an. Bruder! Du hast uns in der Versammlung gesagt, daß wenn uns etwas von den Franzosen angetan würde, so müßten wir es Euch wissen lassen. Wir werden es Euch wissen lassen.“

Scaiohadn und der Halbkönig hatten mir mitgeteilt, daß sie öfters Boten zu indianischen Nationen senden müßten, doch hätten sie nichts in ihrem Ratsack (es war üblich, mit jeder Botschaft ein Geschenk zu schicken) Ich hatte ein Stück Ware für Jagdhemden und ein halbes Faß Pulver zurückbehalten, wie auch hundert Pfund Blei, zehn Hemden, sechs Messer und ein Pfund Vermillion (Farbstoff) und gab es ihnen für besagten Gebrauch. Sie bedankten sich vielmals und waren sehr zufrieden.

Am selben Tag begann ich meine Rückreise nach Penn-
sylvanien und kam am 28. dieses Monats an.

Peensbury, den 29. September 1748.

Konrad Weiser.

Im Entscheidungskampf um den Besitz Nordamerikas.

1748 ist Weisers bester Freund unter den Indianern, der Häuptling Shikellamy, gestorben. Das war für ihn persönlich ein schwerer Schlag und nahm ihm auch einen Teil seiner überragenden politischen Stellung. Doch hatte er ja nie politischen Ehrgeiz besessen. Er haßte „den politischen Lermen“ Immer hatte ihn nur sein Gewissen und seine Pflicht, die Treue zu seinen Landsleuten und auch zu den Indianern geleitet. So begrüßte er es eher, daß er von nun an etwas zurücktreten konnte. Über sein Verhältnis zu Shikellamy wird eine Geschichte erzählt, welche die Freundschaft der beiden zeigen soll. Shikellamy habe erzählt, daß ihm geträumt habe, Weiser hätte ihm seine schöne Flinte gegeben. Als adoptierter Indianer habe Weiser das nicht mißverstehen können und seine Flinte geschenkt. Nach wenigen Tagen habe Weiser dem Indianer von einem Traum erzählt, in dem der Häuptling ihm ein großes Stück Land gegeben habe. Der habe es ihm dann auch tatsächlich geschenkt, allerdings mit den Worten: „Nun, Konrad, laß uns nicht mehr träumen!“ Diese Geschichte ist ganz bestimmt nicht wahr. Daß er mit dem roten Freund aufs innigste verbunden war, wissen wir auch sonst. Daß er aber auf diese Weise ihn ausgenützt habe, widerspricht vollständig dem edlen, uneigennütigen Charakter Weisers.

Als es im Jahr 1754 zum Entscheidungskampf kam zwischen England und Frankreich um die Herrschaft über Nordamerika, wurde Weisers Eingreifen noch einmal besonders dringend notwendig. Den Franzosen gelang es, den

Indianerhäuptling Peter Cartiere auf ihre Seite zu bringen, durch dessen Einfluß auch andere Häuptlinge tiefer im Innern des Landes beheimateter Stämme gewonnen wurden. Mit unmenschlicher Grausamkeit fielen diese über die Kolonien im Staat New York her. Da holte der Vizegouverneur von New York, Lancey, den deutschen Indianerfreund. In Albany kamen die Abgeordneten von sieben Kolonien mit den Häuptlingen der sechs Nationen zusammen. Der Gouverneur sagte dabei: „Es ist ein Glück, daß Herr Weiser, der für Pennsylvanien und Virginien die Geschäfte mit Euren Nationen besorgt, anwesend und genau von den Einzelheiten unterrichtet ist.“ Weiser gab in der Mohawk-Sprache er hatte inzwischen auch andere Indianersprachen gelernt eine Schilderung all dessen, was er im Ohiogebiet gesehen und an Beschwerden der Indianer über das Verhalten der Franzosen gehört hatte. Das machte solchen Eindruck, daß wiederum ein Schutz- und Trugbündnis zustande kam.

Im Verlauf des Krieges konnte schließlich Weiser doch nicht ganz verhindern, daß Indianertrupps, von den Franzosen gekauft und verheßt, sich auf den Kriegspfad begaben, zum Zeichen ihres Vorhabens, alles zu morden, mit schwarzer Farbe betupft, im Gebiet der blauen Berge erschienen. Einen Delawareeinfall, bei dem die Franzosen eine besonders hohe Summe auf die Kopfhaut Konrad Weisers ausgesetzt hatten, konnte er verhindern. Er schrieb viele Briefe an die englischen Gouverneure, um ihnen Anweisungen zu geben für die rechte Behandlung der Indianer. So waren z. B. Indianerhäuptlinge nach Philadelphia gekommen, dort aber nicht sofort vom Gouverneur empfangen worden. Dieser glaubte, ihnen seine Überlegenheit dadurch zeigen zu müssen, daß er sie einen Tag warten lassen wollte. Da schrieb Weiser an ihn: „Philadelphia, am 6. Juni 1758, ½6 Uhr nachmittags. Wenn der Statt-

halter die Häuptlinge nicht noch heute abend begrüßt und ihnen seine Freude darüber ausdrückt, daß sie nach Philadelphia gekommen sind, so muß ich ihm sagen, daß er das Wohl des ihm anvertrauten Landes nicht so im Auge hat, wie es diese kritischen Zeiten verlangen. Ich halte es mit Rücksicht auf Pennsylvanien für meine Pflicht, das offen auszusprechen. Konrad Weiser."

Weiser schützt als Milizenoberst die Grenzen.

Als sein Land von Indianerscharen wirklich bedroht wurde, gewann er durch Verhandlungen wenigstens Zeit. Er sammelte rasch Kolonisten, hatte in zwei Tagen 500 beisammen. Nach einem Feldgottesdienst zog er mit dieser Truppe, zu deren Oberstleutnant er ernannt war, den Indianern und Franzosen entgegen. Er legte Befestigungen an und wurde Oberaufseher dieser ganzen Forts an der Grenze von Pennsylvanien. Wenn er auch nicht verhindern konnte, daß die verheßten Indianer 1755 Überfälle machten und sich Skalps, worauf von den Franzosen höchste Prämien gesetzt waren, in den Niederlassungen der Deutschen holten, so gelang es doch dem nimmermüden Weiser, der militärisch sich ebenso auszeichnete wie früher in den Unterhandlungen, solche Grenel seiner engeren Heimat zu ersparen, wie sie in andern Gebieten vorkamen.

Schlimm sah es aus im Mohawk-Gebiet, Weisers früherem Wohnsitz. Wie schon bemerkt, kamen dort immer wieder Indianereinfälle vor. Schon 1746 hatten Indianer unter Anführung des französischen Jesuiten Peter Coeur dort übel gehaust, geraubt und skalpiert. 1757 kam der französische Kapitän Belletre an der Spitze von 300 Kanadiern und Indianern, um dort in furchtbarster Weise das Beispiel Melacs in der Pfalz nachzuahmen. In rohester Weise wurden weiße Niederlassungen geplün-

dert und die Skalpjadg feierte Triumphe. Von ganz furchtbaren Szenen wird berichtet, wie Ansiedler ihr Haus bis zum letzten verteidigten, wie Frauen und Kinder die Flinten luden für die Männer oder selbst sich wehrten, bis sie schließlich der Übermacht erlagen und auf bestialische Weise abgeschlachtet wurden. Viele, besonders auch Kinder, wurden von den Indianern verschleppt und wurden erst beim Friedensschluß 1763 und 1764 zurückgegeben. Von einem deutschen Mädchen, Regina Hartmann, wird erzählt, daß sie bei ihrer Rückkehr die Mutter und niemand mehr erkannte, weder der deutschen Sprache noch sonst einer Sache sich erinnern konnte. Erst als die Mutter ihr ein dem Kind oft vorgesungenes Lied sagte:

„Allein und doch nicht ganz alleine
bin ich in meiner Einsamkeit,
denn wenn ich ganz verlassen scheine,
vertreibt mir Jesus selbst die Zeit.
Ich bin bei ihm und er bei mir,
so kommt mir's gar nicht einsam für“

da kam dem Mädchen die Erinnerung zurück. Ein anderes Mädchen hatte inzwischen einen Indianer geheiratet und sträubte sich, zu den Weißen zurückzukehren.

Wenn es auch in diesen furchtbaren Zeiten Weiser nicht immer gelang, grausame Einfälle der Indianer zu verhindern, so hat er doch ungeheuer viel Gutes tun können und noch mehr Schlimmes aufgehalten, sei es als Unterhändler oder als militärischer Führer. Als Junge war er geflohen vor Franzosen. Als alter Mann wehrte er sich gegen sie und wußte seine Landsleute zu verteidigen gegen ihre hinterhältige Kampfweise. Er war aber durch all die Mühsale seines Lebens allmählich erschöpft und oft krank. Als er 1759 die große Freude erlebte, daß die französische Herrschaft durch die Niederlage bei Quebec ihren Untergang

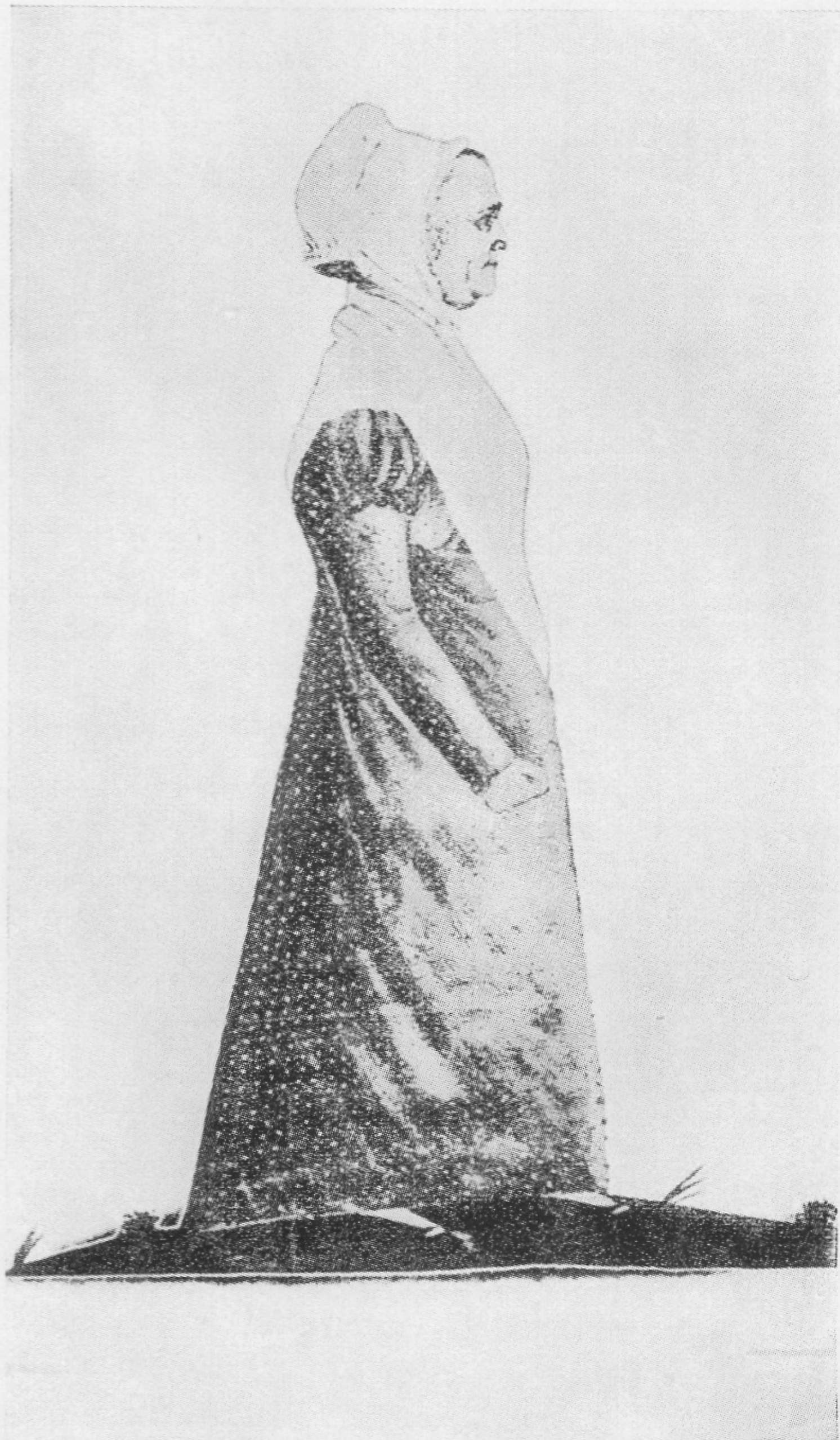
sand, gab er den Bitten seiner Kinder nach, reichte seine Resignation (Gesuch um Dienstentlassung) ein und trat aus dem öffentlichen Leben zurück.

Damit war die politische Laufbahn Weisers beendet. Seinen Weitblick im politischen Leben hatte er noch mit der Befürwortung des Vorschlags B. Franklins zur Union der 13 Kolonien bewiesen. Menschenfreundliche Klugheit gegen die Indianer, staatsmännische Klugheit gegen die Engländer, die Liebe zu seinen Landsleuten, Verantwortungsgefühl seinem Gott gegenüber hatten ihn hier befähigt, ganz Großes zu leisten. Ohne Weiser wäre die Geschichte Nordamerikas und damit die der Welt anders verlaufen. Das Schönste aber an diesen großen Erfolgen ist wohl der Geist, in dem Weiser seine Aufgabe erfüllt hat, ohne Streberei und Eigennutz, ohne Schielen auf Gewinn und Ruhm.

Weiser als Farmer und Wirtschaftsführer.

Wie leicht hätte er enorme Gewinne für sich holen können bei seinen politischen Aufträgen. Das hat er nie getan. Seine Bezahlung war nicht hoch im ersten Jahr seiner Tätigkeit bekam er 40 Schillinge Jahresgehalt und seine Überlegenheit über Geldgier zeigte sich bei einem Streit um ein Stück Land. Er hatte es bezahlt, bezahlte aber lieber nochmals, um den Streit zu beenden.

Trotzdem ist er auch wirtschaftlich sehr vorwärts gekommen. Er erwarb große Ländereien. Seine Farm Heidelberg bei Womelsdorf war 900 Acker groß und war mit den Vorrechten eines „Court“ Barons (Hofherrn) ausgestattet. Er war auch als Farmer ein Vorbild für alle, und man konnte wohl auf ihn besonders beziehen, was ein alter Bericht schreibt: „Des Deutschen Geschicklichkeit und Fleiß, wo er sich immer befand, trug nicht wenig zur



Anna Eva Weiser geb. Seeg

Wohlfahrt und Gesittung bei. Unter allen Umständen ist der Deutsche eine Wohltat für das ganze Land geworden, und solange wie die Deutschen ihrem wahren Charakter treu sind, verbleiben sie Wohltäter des Landes, des Staates, der Welt."

Als die Stadt Reading 1748 gegründet wurde, war Weiser einer der Kommissäre. Er nahm die Einteilung der Baupläge vor, legte Straßen an, wie er auch im Land großzügig eintrat für guten Straßenbau. 1755 baute er in Reading ein steinernes Haus, was als besonderes Zeichen von Reichtum galt, und richtete hier einen Laden ein, der bald weit und breit als der weiße Laden (white store) bekannt war. Es war dies das erste Gebäude aus Stein nach Auslegung des Stadtplans, den er mit zwei Söhnen Penns gemacht hatte. Hauptsächlich Eisenwaren hatte er zum Verkauf. Diese stammten zum Teil aus den Eisenhämmerm und Gießereien der pennsylvanischen Kolonie. Schon früh wurde begonnen, nach Eisenerzen zu graben und besonders Huber und ein Baron Stiegel brachten diese Industrie rasch vorwärts. In Deutschland wegen Goldmacherei entmündigt, war dieser Baron mit einigem Vermögen nach Pennsylvanien gekommen und wurde dort rasch reich. Er baute sogar eine Ritterburg, starb aber schließlich elend und verkommen den Hungertod. Bei allen solchen Unternehmungen war Weiser beteiligt mit Rat oder Tat. Da völlige Gewerbefreiheit herrschte, war strebsamen Leuten alle Möglichkeit geboten. Wo Weiser wirtschaftliches Vorwärtskommen erhoffen konnte, half er aus.

Sein Haus in Reading wurde ein Mittelpunkt für ganz Pennsylvanien in politischer, wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht. Hier verkehrten Gouverneure und Indianerhäuptlinge, Forscher und Missionare, hier fanden aber auch Arme jederzeit Zuflucht und Gastfreundschaft.

Weiser wird der höchste Richter und der geistige Führer seiner Landsleute.

Wie Weiser in Verhandlungen mit Indianern und Engländern nach außen der unbestrittene Führer der Deutschen war, so wurde er auch im Innern ihr Oberhaupt. 1741 wurde er Friedensrichter für den Bezirk Lancaster, wohl der einzige Deutsche, der in der Kolonialzeit ein solches Amt innehatte. 1744 wurde ihm das englische Staatsbürgerrecht verliehen. Nach Bildung des Berksbezirks 1752 wurde er auch hier Friedensrichter und war der erste Vorsitzende des Gerichtshofes bis zu seinem Tode.

Dieser Mann, der so wenig sein eigenes Leben für sich führen konnte und sich ganz im Dienst des Volkes verzehrte, der neben diesen öffentlichen Arbeiten eine riesige Musterfarm bewirtschaftete, ein großes Ladengeschäft, vielleicht sogar mit einem Gasthof verbunden, leitete, hatte außerdem noch außerordentlich starke geistige Interessen. Seine Schulbildung war ja gering. Aber hervorragende Klugheit und großes geistiges Suchen, selbständige Betrachtung der Welt und reichste Lebenserfahrung ließen den einfachen Mann zum Weisen werden. So hat er sich auch ungeheure Verdienste erworben um die kulturelle Hebung des Volks. Es war nicht nur eine Ehre, daß er 1753 Aufsichtsrat für die Erziehung der deutschen Jugend in Pennsylvanien wurde. Er war hier unermüdlich tätig, mit Kirchen und Schulen und anderen Einrichtungen geistig die Kolonisten zu fördern. Das seelische Wohl seiner Landsleute lag ihm mindestens ebenso sehr am Herzen wie das wirtschaftliche und politische. Er ging auch hier selber mit bestem Beispiel voran.

Sein eiserner Bestand an geistigem Besitz waren die Lieder und Sprüche, die er bei der Mutter und in der Schule in Großaspach gelernt hatte. Von da aus bildete er

sich selber weiter, wobei aber für ihn der Leitspruch war:
„Gottesfurcht ist aller Weisheit Anfang.“

Als junger Mann reiste er fast 200 Meilen weit, von Schoharie nach New York, nur um sich ein Exemplar von Arndts „Wahrem Christentum“ zu verschaffen. Neben solchen religiösen Büchern standen juristische in seiner Bücherei, sogar Voltaire hat in das Farmerheim gefunden. Er unterstützte die Buchdruckerei von Christoph Saur in Germantown, wo 1743 die erste Bibel deutsch in Amerika gedruckt wurde, 40 Jahre früher, ehe eine englische Druckerei eine englische druckte. Er dichtete selber religiöse Lieder, wovon eines teilweise angeführt sei, das er zur Einweihung einer Kirche gedichtet hat, und das sich auszeichnet durch die sichere Beherrschung des Worts, gutes Gefühl für rhythmischen Klang, besonders aber durch den männlichen, klaren Ernst im Unterschied zu der schwärmerischen Süßlichkeit der zeitgenössischen pietistischen und Sektenlieder.

1. „Jehova, Herr und Majestät!
Hör unser kindlich Flehen!
Neig Deine Ohren zum Gebet
Der Scharen, die da stehen
Vor Deinem heiligen Angesicht:
Verschmähe unsere Bitte nicht
Um Deines Namens willen!
2. Dies Haus wird heute eingeweiht
Von Deinem Bundessvolke.
Laß uns, Herr, Deine Herrlichkeit
Hernieder in der Wolke,
Daß sie erfülle dieses Haus
Und treibe alles Böse aus
Um Deines Namens willen!
3. Es halte niemand das gemein,
Was Du für rein erklärst:

Dies Haus soll Deine Wohnung sein
Worin man Dich verehret.
Es bleibe stets Dein Heiligtum
Fürs reine Evangelium
Um Deines Namens willen!

4. Verleihe, daß es nie gebricht
An treuen Kirchenräten
Die nach Gewissen, Amt und Pflicht
Für sich und andre beten,
Damit durch ihren Dienst und Treu
Der Kirche wohl geraten sei
Um Deines Namens willen!

9. Laß, Majestät, auf diesem Platz
Die reinste Lehre bleiben
Und Deine Knechte solchen Schatz
Nach Deinem Willen treiben!
Behüte uns vor Zänkelei
Vor Sicherheit und Henchelei
Um Deines Namens willen!

10. Das ist und bleibet ewig wahr,
Was Christi Mund gesprochen.
Wer ab und zu tut, hat ganz klar
Des Mittlers Wort gebrochen.
Drum irret nicht, Gott läßt sich
In solcher Sach absonderlich
Nicht in die Länge spotten.

12. Gib endlich, höchste Majestät
Des Himmels und der Erden,
Daß Fürbitt, Dank, Preis und Gebet
Mag hier geopfert werden
Für jeden Stand der Christenheit,
Damit in alle Ewigkeit
Dein Nam geehret werde!

13. Vor Feuer, Krieg und Wassersnot
Wollst Du dies Haus bewahren,
Damit nach unsrem selgen Tod
Die Nachkommen erfahren,
Daß wir Dich, wahrer Gott, geliebt,
Und wir in Deinem Wort geübt
Um Deines Namens willen!"

Seine Berichte über seine Reisen, sein Tagebuch und was er sonst alles geschrieben hat es ist zu verwundern, woher er die Zeit nahm zu so umfangreicher Schreibarbeit zeigen für die damalige Zeit eine recht gewandte Art, mit der deutschen Sprache umzugehen, und teilweise literarisches Geschick. Sie sind die Vorläufer zu den späteren Indianergeschichten, und von Cooper ist bekannt, daß er Einsicht genommen hat in Weisers Schilderungen.

Der Familienvater.

Sogar ein Musikzimmer mit Orgel oder wohl einem Harmonium war in Weisers Haus. Wir müssen uns den Mann, der auf gefährlichsten Saumpfadern durch Indianergebiet zum Teil als erster Weißer zog, der hinter dem Pfluge ging, nachdem er den Urwald gerodet hatte, der mit Gouverneuren verhandelte und als Richter allein schon genug zu tun hatte, die vielen Streitfälle zu schlichten, die es bei der Neuordnung eines Landes geben muß, auch vorstellen, wie er mit seinen Kindern sang. Vierzehn Kinder waren ihm geboren worden, von denen er sieben selber begraben mußte. Er hing an ihnen mit tiefster Vaterliebe und nahm sich Zeit, sie in Krankheiten, die oft genug in der Kinderstube einkehrten, selber zu pflegen. Wie er auch hier gegenüber Schicksalsschlägen einen unerschütterlichen Halt in seinem tiefen Glauben hatte,

zeigen einige Notizen in seinem Tagebuch über den Tod seiner Kinder. „Den 18. Juli 1736 ward mir abermal ein Sohn geboren. Als er drei Monat alt war, hat ihn die Vorsorge des Allmächtigen Gottes hinweggenommen. Im selbigen Jahr ist ihm meine Tochter Elisabeth nachgefolget. Der barmherzige Gott wollt sie mir alle wieder geben zu Ehren seiner Herrlichkeit. Den 16. März 1742 ist meine liebe Tochter Madlina aus der Zeit in die Ewigkeit durch einen sanften Tod nach langwieriger Krankheit übergangen. Ihr Glauben, Trost und Zuversicht war an den gekreuzigten Heiland Jesu Christ, welchem sie sich mit Leib und Seel in gesunden Tagen zur ewigen Keuschheit übergeben hatte.“

Zur Pflege der kranken Kinder machte ihn nicht bloß seine große Vaterliebe geeignet, sondern auch seine ärztliche Kunst. Von weither kamen Kranke, auch Indianer, zum „guten Vater“ Weiser. Er verstand es, aus allerlei Pflanzen Heiltränke zu brauen, die offenbar sehr vielen geholfen haben. Er mag das bei den Indianern selber gelernt haben.

Weisers Verhältnis zu Religion und Kirche.

Wichtigste Triebkraft seines Lebens war weit über allem sein religiöses Suchen. Wenn er schon aus seiner Kindheit erzählt, daß er in bösesten Zeiten nur noch den Glauben hatte, den er von der Mutter geerbt hat, so wurde bei ihm, trotz allen Wirklichkeitssinns oder gerade weil er so ungeheuer vielfältig mit der Welt und ihrem Treiben verbunden war, im Mannesalter der Ausblick nach oben und das Suchen nach einer Welt über dieser Unvollkommenheit stärkstes Lebensbedürfnis, dem er zu Zeiten alles übrige hintanstellte.

Er sah auch, daß die Kolonisten in dem schweren Leben

um die nackte Existenz sehr in Gefahr waren, in Stumpfheit oder Rohheit zu verkommen, Sitte und Kultur zu verlieren. Die einzige Erzieherin konnte damals für diese Leute die religiöse Gemeinschaft in irgendeiner Form oder am besten die große Kirche sein. Man muß sich daran erinnern, daß in jenen Zeiten allein von hier aus geistige und seelische Bedürfnisse befriedigt wurden, daß mindestens für den einfachen Mann Schule und Erziehung, überhaupt Kultur weithin gleichbedeutend war mit Religion. Überall in jungen Ansiedlungen wurde deshalb auch sehr früh ein Kirchlein gebaut. Hier war dann der Mittelpunkt der ganzen Gemeinwesen, wo man sich am Sonntag traf und mit dem Evangelium zugleich die deutsche Sprache rein hörte. Der Enziweihinger Schulmeister Gottlieb Mittelberger berichtet darüber: „Manche Leute haben zwei, fünf bis zehn Stund Weges zur Kirche zu kommen. Jedermann aber, männlich und weiblich, reitet zur Kirche, welches auch bei denen Hochzeiten und Begräbnisse gebräuchlich ist. Man kann zu Zeiten auf dem Land bey ermeldeten Hochzeiten oder Leichenbegängnissen bis 500 reitende Personen zählen. Man kann sich leicht vorstellen, daß hiebey so wie auch bey Communionen kein Mensch in schwarzen Kleidern, Flören oder Mänteln erschein.“ Der Pastor Lochmann schrieb über die Bergkirche im Bezirk Libanon in Pennsylvanien 1732: „Der Hunger nach dem Wort Gottes und der Eifer für den Gottesdienst war in jener Zeit groß, denn die Zuhörer kamen von weit und breit zusammen und ließen sich durch keine Gefahren abschrecken. Man nahm die Flinte mit zur Kirche, um sich unterwegs nicht nur gegen die wilden Tiere, sondern auch gegen die noch weit wilderen Indianer zu verteidigen. So lange man Gottesdienst hielt, standen mehrere Männer mit geladenen Gewehren vor der Kirche Schildwache.“

Es haben sich in der That die Prediger in jenen Zeiten

„großes Verdienst erworben um die Hebung, Bildung und den Zusammenhalt unserer Landsleute in Amerika, indem sie das einzige ideale Element in die Anschauungen der teils verwahrlosten, teils verwilderten Menschen brachten. Diese Prediger waren ihre Lehrer und Erzieher, ihre Freunde und Helfer in der Not, sie vermittelten für die Deutschen das Gefühl des Zusammenhangs, sie pflegten die deutsche Sprache, sie pflegten das meistens winzig kleine Saatkorn der Kultur, das nur zu oft zu verdorren drohte.“ (Kapff.)

Die christlichen Festtage, besonders das Weihnachtsfest, waren die einzigen Feiertage überhaupt. Die Predigerstellen waren zugleich natürlich auch die Standesämter. Hier wurden die Paare zusammengegeben, und auch sonst hatten sie viele Funktionen, welche heute staatliche Ämter inne haben.

Die Kirchengebäude waren häufig zugleich Zufluchtsorte in Kriegszeiten und deshalb oft festungsartig mit Schießscharten gebaut.

Die Bedeutung der religiösen Gemeinschaft für die Kolonisten.

Die Wichtigkeit der religiösen Versorgung der Kolonisten wird noch deutlicher, wenn man sich ihr Leben näher veranschaulicht. Ihre Blockhäuser waren primitive Behausungen. Einfach war auch ihre Ausstattung. Ein Tisch, eine Bank, Binsenstühle und Bettlager waren oft das ganze Mobiliar. Eiserner Töpfe waren schon selten. Getrocknete Schalen von Kürbissen dienten als Schüsseln und Teller oder man schnitzte sie aus Holz, bis sie allmählich bei besserem Wohlstand durch Zinn oder Steingut ersetzt wurden. An den Wänden waren die Kleider aufgehängt, die Gewehre und Pulverhörner. Bibel und Ge-

sangbuch waren die einzigen Bücher. Neben der Feuerstelle stand das Spinnrad. Aus selbstgefertigtem Gewebe, dem „home spun“ wurde die derbe Kleidung gemacht.

Jeder Tag brachte schwerste Arbeit, der Winter dafür oft trostlose Eintönigkeit. Auf die Jagd gehen war das Hauptvergnügen und Preisschießen die größte Lustbarkeit. Da die Höfe aber häufig recht weit voneinander lagen, begrüßte man die Möglichkeit, zusammenzukommen. Das geschah aber in der Kirche, bei Hochzeiten und Leichenfeiern. Wenn also dadurch die Männer, die bei diesen Gelegenheiten zu den versammelten Kolonisten sprachen, von großem Einfluß waren, so war es um so wichtiger, an diese Stellen rechte Männer zu bringen. Leider aber gab es abenteuernde Männer, die vielleicht in Deutschland einiges studiert hatten, die sich als Lehrer und Prediger auftraten, aber viel Unheil und Verwirrung stifteten.

Weiser geht ins Kloster.

Welches war auch die rechte Kirche? Es waren ja gerade viele ausgewandert, weil sie religiös Sonderwege gehen wollten, Sekten angehörten und sich von den großen lutherischen und reformierten Kirchen getrennt hatten.

Wie Weisers Werdegang politisch und wirtschaftlich ein typisches Beispiel ist für des deutschen Auswanderers Not und Heldentum, so ist auch seine geistige religiöse Entwicklung ein Bild von der gesamten geistigen und religiösen Struktur jener Länder und jener Zeiten. Obwohl von Hause aus nach der württembergischen Art lutherisch, ist Weiser von einem reformierten Pfarrer getraut worden. Er schloß sich dieser Kirche auch weiterhin an und war 1735 der Hauptkirchenälteste der reformierten Kirche seines Gebiets. Unter dem Einfluß von allerlei religiösen

Erneuerungsbewegungen und einem Prediger Peter Müller sowie einem Pfälzer Konrad Beißel schloß er sich einer baptistischen Gruppe an, die die Wiedertaufe verlangte. Sie hießen deshalb auch die Tunker, da die Erwachsenentaufe allein den Zugang zu ihnen öffnete. Sie hießen auch die Siebentäger, da sie den Samstag als Sabbat feierten. Beißel, ursprünglich Bäcker, war ein fanatischer Laienprediger, der in mystisch-schwärmerischer Weise ein christliches Gemeindeleben gründen wollte in der Neuen Welt. Er war Dichter und Musiker und offenbar ein Mann von starker Anziehungskraft. Er gründete sogar eine Niederlassung zu Ephrata, eine Art von Kloster. Ehelosigkeit war nicht vorgeschrieben, aber galt höher als die Ehe. Es gab ein Brüderhaus, ein Schwesternhaus, während Familien in eigenen Hütten wohnten. Es gab kein Privateigentum. Die Lebensweise war äußerst streng. Es gab nur Pflanzenkost und Quellwasser. Man schlief auf Bretterbänken mit einem Holzkloß als Kopfkissen. Die Tracht war im Sommer ein weiß leinenes, im Winter weiß wollenes Ordensgewand. Barttracht und alle Außerlichkeiten spielten auch hier eine große Rolle, wie bei allen diesen Sekten. So war bei einer vorgeschrieben, statt der Knöpfe an den Kleidern nur Haken zu haben, wovon sie den Beinamen bekamen „Häftlesleute“

4 Weiser, mitgerissen von dieser enthusiastischen Bewegung, verließ seine Farm und trat im August 1735 in dieses Kloster Ephrata ein mit Frau und zwei Kindern, Magdalena und Peter. Er trug den vorgeschriebenen Vollbart, unterwarf sich all den harten Exerzitien, den Nachtwachen und Fasten. Seine Frau kehrte bald in ihr Heim zurück. Der Mann aber machte sogar zwei Missionsreisen für die Gemeinschaft nach New Jersey. Er überwarf sich aber mit Beißel wegen niedriger Anschuldigungen gegen seine Familie und verließ das Kloster.

Nach einer Ansöhnung wurde er 1740 sogar zum Pfarrer geweiht. Bald aber zog er sich endgültig von Beißel zurück.

Weiser und Zinzendorf.

Nach diesem zu Weiser gar nicht passenden Irrtum suchte er um so mehr nach starker, gesunder religiöser Führung für sich und seine Landsleute. Immer mehr Sekten waren entstanden, die Heckewälder, Neugeborenen, Streit-ärzte usw. Der bedeutende, gelehrte lutherische Pastor Spangenberg, ein Herrnhuter, konnte sich demgegenüber nicht genügend durchsetzen. Es waren die Herrnhuter oder die mährischen Brüder zum Teil auf die Bitte Weisers nach Amerika gekommen, der nach Halle an die Franckeschen Anstalten sich wendete mit der Bitte um Geld für Kirchen, Bibeln, Gesangbücher und um Prediger.

1741 kam der Führer der Herrnhuter Gemeinde, Graf Zinzendorf, selber nach Amerika. Er hatte von der tiefen Religiosität der Indianer gehört und von der Zersplitterung und den Verstiegenheiten des kirchlichen Lebens bei den Deutschen. Er hoffte, hier ein großes, überkonfessionelles Christentum schaffen zu können, wie sein Wort verrät: „In Amerika ist Gewissensfreiheit, sonderlich in Pennsylvanien. Sobald Freiheit ist, so braucht der Heiland kein solch sichtbares Haus.“ Er berief eine große Zusammenkunft aller Prediger nach Trappe ein. Es war dies eine mit Obstbäumen bepflanzte herrliche Höhe zwischen Reading und Weisers Farm, wo 1743 die erste Backsteinkirche gebaut wurde, in der heute noch einmal im Jahr Gottesdienst gehalten wird. Es gab bei dieser Konvention an der Treppe oder auch Trappe ein tagelanges Debattieren, bei dem gar nichts herauskam, da jeder sich für den allein Rechtgläubigen hielt. Besonders aus-

gezeichnet hat sich dabei der eben in Amerika angekommene junge Pastor H. Melchior Mühlberg, der von Halle kam.

Auch sonst gab es oft fast Religionskrieg, weil solche Leute, die sich das Predigeramt angemäßt hatten, mit Gewalt, mit Zusperrern der Kirchen, gegen die Konkurrenz kämpften.

Weiser nahm sich Zinzendorfs und seiner Leute an. Es wurde als Mittelpunkt der Versammlungen und als Ausgangspunkt der Mission der Ort Bethlehem gegründet, später in der Nähe noch Nazareth. Weiser lehrte drei dieser Missionare die Mohawk-Sprache. Er übersetzte das Vaterunser ins Irokesische und führte die Brüder bei den Indianern ein. Er rettete dabei dem Grafen Zinzendorf einmal das Leben. Als Zinzendorf in der Nähe der Wigwams der Indianer in seinen Büchern las und schrieb, hielten ihn diese für einen Landspekulanten und wollten ihn ermorden. Weiser erklärte ihnen: „Dieser Mann Zinzendorf ist nicht gekommen, um mit euch Handel zu treiben oder Land zu kaufen. Sein Wunsch ist, euch anzureden und euch den Weg zu zeigen, wie ihr in dieser Welt und dort in den ewigen Wäldern glücklich werden könnt.“ Er schenkte ihnen zur Bestätigung seiner Worte ein Stück rotes Tuch. Die Indianer ließen sich aufklären und sprachen: „Bruder, du bist diesen weiten Weg übers Meer zu uns gekommen, den weißen Leuten und den Indianern zu predigen. Du hast nicht gewußt, daß wir hier sind, und wir haben von dir nichts gewußt. Das ist von einer hohen Hand droben gekommen. Du sollst uns willkommen sein. Nimm diesen Wampungürtel zum Zeichen, daß unsere Worte Wahrheit sind.“ Dann durfte Zinzendorf mit ihnen die Friedenspfeife rauchen und er wurde nie mehr belästigt. Seine Missionare standen in großem Ansehen bei den Indianern und kamen sehr tief

ins Innere Amerikas. Auch innerhalb der deutschen Kolonie waren die Herrnhuter ein gutes Element. Da sie in ihren Gemeinden sich ganz unabhängig machen wollten, und da Arbeit bei ihnen als bester Schutz gegen jede Unfechtung galt, herrschte hier mächtige Rührigkeit und emsigster Werbefleiß. Vom Hausbau bis zur Baumwollspinnerei waren sie handwerklich vorbildlich.

Später war Weiser von Zinzendorf nicht ganz befriedigt. Dessen herrische Art paßte wohl dem Freiheit gewohnten Schwaben nicht, der urtheilte, „er getraue sich nicht, Zinzendorfs Sache auseinanderzulesen, das Gute besonders und das Böse besonders. Beides sei bei ihm verwischt. Es sei auch nicht glaublich, daß er sich aus dem verwirrten Wesen ohne die starke Hand Gottes herauswickeln werde, denn es liege sein Leben darin.“

Weiser war zu klarblickend und zu selbständig denkend, daß er sich von irgendeiner unklaren und fanatischen Sache lange einfangen ließ. Er blieb mit Zinzendorf und dessen Brüdern noch lange in regem Briefwechsel. Er wird von Zinzendorf angeredet „Mein sehr lieber Konrad“ und Weiser redet ihn an „Geliebter Bruder Ludwig“. Zur näheren Kennzeichnung Weisers, nicht bloß auf religiösem Gebiet, sondern besonders auch in seiner unbestechlichen Unparteilichkeit bei den Verhandlungen zwischen Regierung und Indianern, seien einige Stellen aus diesen Briefen angeführt. „Unter diese Indianer wie ich hier gemeldet, wäre mein ohnmaßgeblicher Rath vor Erst die reise anzutreten, und so bald als Du gutdünkest, dan wan die Häupter von den Fünf Nationen kommen, welches vermuthlich im ausgang dieses Monaths oder anfang des Junes geschehen möchte, so muß ich in Philadelphia sein. Zu dem so wäre unmöglich, so viel Proviant mitzunehmen als nöthig würde sein ehe ihr Korn zeitig ist, man kan ohnmöglich Essen ohne das man ihnen mittheilet,

oder man wird vor einen ärgeren menschen gehalten, als die ärgsten unter den Heiden selbst sind, welche niemahls Essen ohne dem gegenwärtigen Hungrigen mitzutheilen. Man muß öfters nicht unterlassen das seinige auszutheilen und Hunger mit ihnen zu leiden." „Habe die Neubekehrten armen Wilden besucht. Ich habe gleichsam einen neuen Eindruck von der Christlichen Religion in mein Herz bekommen. Die ganze indianische Gemeinde achte ich die Beste, die ich jemahls gesehen. Was sonst angehet, so lauft alles sehr durcheinander in diesem Lande, einer schreyet diß, der andere das. Ich habe kürzlich von den Vorstehern in Ephrata schriftlich Abschied genommen, mich dünckt, sie eilen sehr zum Ende und geben nun deutlich an Tag, was sie seind und was sie suchen. Sie verzehren die Gemeinde selbst und suchen dem Conrad Beißel Platz im Calender vor einen heiligen zu passieren. Vorwichenen Commer bin ich in onontage gewesen auf Begehren des Governments von Virginia, aber mit Instruction von unserm Gouverneur, um die vergangenen Winter vorgefallene Streitigkeiten zwischen gemelten Government und den 6 Nationen zu heben. Sie hatten in Virginie einen unglückseligen Scharmügel, da auf der Indianer Seiten 3 geblieben 4 pleßiert, auf der weißen Seite, welche die Vorbrecher des Friedens waren, blieben 8 auf dem Platz. Die Indianers waren 29 man, davon zwey lahm waren und 6 kleine Jungen mit dazu gerechnet, behielten das Feld. Die weißen waren nach aller aufage bey 50 Man. es entstand ein grausamer Iermen. Die Indianer rüsteten sich alle zum Krieg. So that man in Virginia. im größten Iermen reißete ich nach Shamokin auf begehren unsers Gouverneurs, fertigte den Shikelimo ab nach onontago, alda dem rath der 6 nationen bekandt zu machen, daß Governor Thomas sich ins mittel hette geschlagen um den Frieden wieder herzustellen. er kam mit einer eihlfertigen

antwort zurück, aber noch gar zu Zweifelhafte sahe die
sache selbst aus, weil unsere Heidenischen Christen wolten
recht haben, wo sie das größte unrecht hatten, und so sahe
es aus, daß darauf gedrungen ward das ich die reise antrat
verwichenen 4. July. Shikelimo gieng abermahls mit
und sein sohn. als ich 13 Tage in onontago zugebracht,
reißte ich den 3. Augusty nach wohlverrichte Sache wieder
nach Hauß, die Indianer waren sehr froh mich nochmahls
in ihrem Land zu sehen, erzeigten mir alle Liebe und
Dienstwilligkeit." „Ich habe verwichenen October eine
reise nach Albany gethan. es sint die 6 nationen der Tro-
quois dahin berufen worden wie auch die Mahickander.
Der Gouverneur von Newyork George Clinton war gegen-
wertig wie auch von den benachbarten Provinzen Comi-
ßiarien, die obgemelte Indianer in dem Englischen Intreß
zuerhalten. welches auch geschehen. Die Franzosen haben
ihr Eufferstes gethan, sie auf Ihre Seite zu bringen, auch
einige an sich gezogen um Montreal Helffen zu defendiren.
Heute habe ich die betrüßte nachricht erhalten das die
Franzosen und Ihre Indianer ein Dorf 30 Englischer
Meilen vor Albany verbrandt nemlich Sarachdogon und
Weib und Kind ohne alle Barmherzigkeit niedergehauen,
Die Leuthe sint überfallen worden, ehe sie wusten, das ein
Feind auf 100 Meil bey ihnen were und bey 30 Family
iemmerlich ermordet Die Folgen werden sein, das nun die
Troquoiser und alle andern Indianer in Nort America
werden mit in Krieg verwickelt werden. Die Englischen
Governmenten haben Contentiret, das die Indianer solten
Neutral bleiben, welches auch der Franzosen ihr Be-
gehren an die Indianer war, nun aber haben es die Leg-
teren auf eine unmenschliche art gebrochen. so wird nun des
todtschlagens der Bauern zu beiden Seiten kein Ende sein“
„Was den Indianer angehet der bey Dir logiret war, so
ist er in allem wohl zufrieden gewesen, ohne das man ihm

Keinen Rum gegeben hat, welches wann es geschehen wäre, sagte er, hette er viel Herzlicher können mit sein in den Betstunden, er verwundert sich das man so viel Zeit zubringen könnte im gebett, welches gar wohl biß in die zukünftige Zeit möchte verschoben werden, da man sonst nichts zuthun würde haben. In dieser Zeit hette man ja Sachen, die mehr erfreulich wären, als Rum und dergleichen ergötzlichkeiten, er redet Viel Gutes von Dir und Deiner Gesellschaft und sagte, er Zweifelte nicht, das wann Du mehr Erfahrung von der Indianer Natur hettest, Du würdest niemahls von wichtigen Dingen mit ihnen reden, ohne das Du sie mit einem guten Trunc rum tractiren werdest. Dießes redete er in seiner Einfalt zu mir."

Weiser findet in Mühlenberg den rechten Kirchenführer.

In all diesen religiösen Wirrungen fand Weiser den gegebenen Führer, der in wenigen Jahren Ordnung und Klarheit schaffte. Es war dies Heinrich Melchior Mühlenberg, der ihm bei der Religionskonvention aufgefallen war. Er lud ihn ein in sein Haus und setzte sich für ihn ein. Mühlenberg war am 25. November 1742 in Philadelphia angekommen aus Halle, wohin sich schon 1733 die drei Gemeinden New Providence (Trappe) Philadelphia und Neuhanover gewendet hatten um Prediger. Er wußte sich nicht nur durchzusetzen gegen die Sektierer und Schwarmgeister, sondern auch gegen die betrügerischen Leute, die sich das Predigtamt angemacht hatten, und ebenso gegen Zinzendorf, der sich mit dem Ruf „Her zu mir, wer zum Herrn gehört“ zum unumschränkten Führer in allen religiösen Angelegenheiten aufgeworfen hatte. Der Graf mußte dem jungen Mühlenberg die Kirchenregister von Philadelphia übergeben nach einem harten Streitgespräch. Dies veranlaßte Zinzendorf, abzureisen. Damit über-

nahm Mühlenberg die Führung der Lutheraner. Er gründete 1743 die Michaeliskirche in Philadelphia. Er war ein Mann von außerordentlichen geistigen Fähigkeiten, echter Frömmigkeit und bedeutender Führer- und Organisationsgabe. Er gründete Kirchen und Schulen und wurde der Seelsorger und geistige Führer seiner Gemeinden, der Patriarch der lutherischen Kirche in Pennsylvanien.

Weisers Bund mit dem großen Prediger wurde dadurch noch befestigt und allen offenbar, daß am 30. April 1745 der 34jährige Pastor sich mit Weisers zweitältester, 17jähriger Tochter Maria vermählte. Dieser schreibt darüber an einen Freund: „Schade, daß Du nicht dem großen Fest der Hochzeit meiner Tochter Maria mit dem Pastor Mühlenberg bewohnen konntest. Es war der glücklichste Tag meines Lebens.“

Mit Mühlenberg waren klare Verhältnisse im religiösen Leben und damit auch im Unterrichtswesen geschaffen. Es war unter der starken Mitwirkung Weisers ein geistiger Mittelpunkt für das Deutschthum fest gegründet. Bei der Einweihung der Michaeliskirche in Philadelphia schuf Weiser mit Mühlenberg die pennsylvanische Synode, in der die lutherischen Gemeinden eine Zusammenfassung und einheitliche Leitung bekamen.

Damit war Weiser auch auf dem geistigen Gebiet Führer seiner Landsleute.

Weisers Tod und Begräbnis.

Es kann nicht wundernehmen, daß ein so ungeheuer mühevoll und tätiges Leben nicht allzulange währen konnte. Am 13. Juli 1760, nachdem er sich ein Jahr zuvor aus dem öffentlichen Dienst zurückgezogen hatte, starb Weiser auf seiner Farm Heidelberg. Am Tage zuvor war er dorthin von Reading gekommen, um seinen Kindern und

Enkeln einen Besuch zu machen und sich selber zu erholen. In der ersten Nacht ergriff ihn eine schwere Kolik, der er erlag.

Auf der höchsten Stelle seiner Farm hatte Weiser einen großen Begräbnisplatz als Familiengrab gerichtet. Hier waren schon fünf Kinder von ihm begraben, auch die Håuptlinge Shikellamy, Ohano, Gehachquay. Nun wurde er selber hier zur Ruhe nach einem Leben voll Unruhe beigesetzt. Der schlichte Grabstein steht heute noch dort und trägt die Inschrift:

„Dieses ist die Ruhestätte des weyl. ehrengedachten H. Konrad Weiser, derselbige ist geboren 1696, den 2. November in Aßtdt im Amt Herrenberg im Württemberger Land und gestorben 1760 den 13. Julius ist alt geworden 63 Jahr 8 Monate 13 Tage.“

An seinem Grabe standen seine Frau, die ihn um 21 Jahre überlebte und 85jährig gestorben, auch hier begraben wurde, 7 Kinder und viele Enkel, Kolonisten aus allen Theilen Pennsylvaniens und viele Indianer. Ein Indianerhäuptling wurde auf seine Bitte später auch noch neben ihm begraben.

Der Sprecher der Indianer sagte nach Weisers Tod: „Konrad Weiser ist ein unersetzlicher Verlust für uns Irokesen und alle Stämme und für euch Weiße. Denn nun können wir uns nicht mehr so gut verstehen. Er hatte zwei Seelen in der Brust, eine gehörte den roten Männern, eine den weißen.“ Wer von den Indianern noch nach vielen Jahren in die Nähe kam, ging langsamen Schrittes an Weisers Grab vorbei und legte zum Zeichen der Verehrung einen Stein darauf

Washington an Weisers Grab. Anerkennung in Amerika.

Am 13. November 1793 stand George Washington vor diesem Grab, und sprach das Wort: „Die Nachwelt wird seine Verdienste nicht vergessen“ So deutsch war damals noch die Kolonie, daß den großen Präsidenten niemand englisch begrüßen konnte und der Pfarrer in deutscher Sprache ihm eine Begrüßungsadresse überreichte.

Da er kein Engländer war, ist Weiser lange ziemlich vergessen worden in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. In den letzten Jahren ist er immer mehr wieder bekannt und anerkannt worden. Sein Haus wurde als „Weiserheim“ eingerichtet, in dem Erinnerungen an ihn und seine Zeit aufbewahrt werden.

Bei Womelsdorf wurde 1928 ihm zu Ehren unter großen Feierlichkeiten ein Konrad Weiser Memorial Park geweiht. Aus den vielen Reden seien einige Sätze angeführt: „Konrad Weiser war ein Krieger der Kolonien ohne Furcht, ein Pionier, dessen öffentliche Laufbahn vor der Washingtons begann, ein ehrlicher Makler in seinen Verhandlungen. Er bewog die sechs Nationen zum Frieden, sich nicht ihren Stammesgenossen anzuschließen, die mit den Franzosen gemeinsame Sache gemacht hatten. Wäre das nicht geschehen, so hätten die Kolonien dem Ansturm der Feinde nicht standhalten können. Eine andere Geschichte von Amerika wäre geschrieben worden als die es ist, die uns dank Weisers glänzender Diplomatie überliefert ist.“

Der Mann, der Engländer und Indianer geworden ist, der ihre Sprache so gut sprach wie die deutsche, ist immer ein Deutscher geblieben, der getreue Eckart seiner Landsleute, ein echter Schwabe, der dem württembergischen Wahlspruch alle Ehre machte „Furchtlos und treu“ Wo

von Deutschen im Ausland gesprochen wird, muß sein Name obenan stehen.

Weisers berühmte Nachkommen.

Der große Name ist in vielen Nachkommen in Amerika noch erhalten, wie auch in Deutschland der Name häufig ist.

Die bedeutendsten Nachkommen des berühmten Mannes wurden seine Enkel, die Söhne des Pastors Mühlenberg und Weisers Tochter Maria. Der älteste Sohn, in seiner Jugend viel mit Indianern zusammen, wegen seiner Wildheit ein Sorgenkind des frommen Vaters, wurde nach Halle zur Ausbildung gesandt. Nach mancherlei Umwegen wurde er in London zum Prediger geweiht. Er war in seiner Gemeinde in Virginien überaus beliebt. Im Unabhängigkeitskrieg war er einer der ersten und begeistertsten Kämpfer. An einem Sonntag des Januar 1776 erklärte er auf der Kanzel: „Liebe Brüder und Schwestern! Dieses war meine Abschiedspredigt. Eine höhere Pflicht ruft mich und ich muß ihr folgen. Es gibt eine Zeit zum Predigen. Es gibt auch eine Zeit zum Fechten, und diese Zeit ist gekommen. Wer daher Freiheit und Vaterland liebt, der folge mir!“ Nach diesen Worten zog er den Chorrock aus und stand in der Uniform eines Obersten vor seiner Gemeinde, die voller Begeisterung das Lied „Ein feste Burg“ sang. Nach wenigen Tagen hatte er, der in einem hannöverschen Dragonerregiment Wachmeister gewesen war, ein Regiment beisammen, rascher als alle andern. Er hat entscheidend in die Kämpfe mit seinen Truppen eingegriffen und Washington, der Großes auf seinen Freund hielt, ernannte ihn zum General. Er war später Mitglied des Kongresses und Vizepräsident des vollziehenden Rats von Pennsylvania.

Hat Peter Mühlenberg sich auf militärischem Gebiet ausgezeichnet, so wurde sein jüngster Bruder, Friedrich August, ein großer Politiker. Auch ursprünglich Prediger, ging er in den Freiheitskämpfen zur Politik und wurde Sprecher und Präsident des ersten und dritten Bundeskongresses, wo er in bedeutsamen Verhandlungen oft den Ausschlag gab.

Ein anderer Bruder, Ernst, wurde ein hervorragender Wissenschaftler als Botaniker, so daß er der amerikanische Linné genannt wird.

Ein Sohn dieses Mühlenberg wurde auch zuerst Pfarrer, dann Politiker. Auch er war lange Kongreßmitglied und einige Jahre Gesandter der Vereinigten Staaten in Wien.

War der Urgroßvater arm aus der Heimat gegangen, kam der Nachkomme hochangesehen wieder zurück nach Europa, als Vertreter einer neuerstandenen Großmacht über dem Ozean, an deren Aufbau seine Vorfahren einen nicht geringen Teil hatten.

Die Geschichte der Weiser ist das hohe Lied der deutschen Auswanderung.

Verzeichnis der Quellen.

- J. K. Weiser: Tagebuch, Berichte, Briefe.
Kirchenregister und Rathhausakten in Großaspach.
Dictionary of American Biographie. 1936.
J. K. Diffenderfer: German immigration into Pennsylvania.
1900.
M. L. Montgomery: Lecture on the life and times of
C. Weiser. 1893.
J. H. Walton: C. Weiser and the Indian policy of colonial
Pennsylvania. 1900.
C. J. Weiser: Life of C. Weiser 1876.
J. Winsor: Narrative and critical History of America.
1884/89.
G. von Basse: Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten.
1908.
Das Buch der Deutschen in Amerika. 1909.
K. Cronau: Drei Jahrhunderte deutschen Lebens in Amerika.
1924.
A. Eichhoff: In der neuen Heimat. 1884.
P. Kapff: Schwaben in Amerika. 1893.
F. Kapp: Die Deutschen im Staat New York. 1867.
M. Lohmann: Die Bedeutung der deutschen Ansiedlungen. 1923.
O. Lohr: In „Der schwäbische Bund“ 1920.
O. Lohr: In „Der Auslandsdeutsche“ 1933.
Realencyklopädie für protestantische Theologie u. Kirche. Bd. 13.
P. Rohrbach: Das Deutschtum über See. 1931.
J. E. Rupp: Der deutsche Pionier. 1870.
O. Seidensticker: Bilder aus der deutsch-pennsylvanischen Ge-
schichte. 1885.
L. A. Wollenweber: Gemälde aus dem pennsylvanischen Volks-
leben. 1869.
Außerdem viele Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften.

Inhaltsverzeichnis

Seite

Zur Einführung	5
Johann Konrad Weiser, der Vater.	
1709 verließen 14 000 Pfälzer und Schwaben die Heimat	7
Die Folgen des Dreißigjährigen Kriegs	8
Die französischen Raubkriege	9
Schlechte Landesväter	11
Religiöse Bedrückung	12
„Das goldene Buch“ lockt nach Amerika	14
Aufbruch nach dem „Gelobten Land“	15
J. K. Weiser verläßt Großaspach	16
Die Auswanderer auf der Schwarzen Heide bei London	20
Die Not der Auswanderer wird für England ein gutes Geschäft	21
Nur ein Teil darf nach Amerika	22
Die Schrecken der Überfahrt	23
Brief einer Württembergerin	24
Ankunft in der Neuen Welt bringt neues Elend	33
In der Zwangskolonie am Hudson	36
Ausbeutern ausgeliefert	38
Statt Freiheit Zwangsarbeit	39
J. K. Weiser wird Führer in der Not	41
Flucht zu den Indianern	43
Im Schohariatel	45
Die Deutschen sollen wieder Knechte werden	48
Unter schwersten Gefahren sucht Weiser Recht in London	51
Ergebnis der Londoner Reise	54
Der Unbeugsame verläßt für die Freiheit die neue Heimat	56
Durch Urwälder nach Pennsylvanien	56
In Tulpehocken bei den Indianern; endlich Freiheit und Brot!	58
Der alte Weiser: der Mann und seine Tat	59

	Seite
Johann Konrad Weiser, der Sohn.	
Jugend im Dragonerregiment und in Großaspach	62
Vater- und Muttererbe	63
13jährig mutterlos nach Amerika	64
In der Schule der Not und Entbehrung	65
Acht Monate im Indianerwigwam	66
Wieder bei den Seinen. In schwerster Bedrängnis ihr Dolmetscher	67
Auch Unterhändler mit der englischen Regierung	69
Von den Landsleuten nach Zulpehocken gerufen	71
Der getreue Vermittler zwischen Weißen und Rothhäuten	72
Weiser, der „gute Vater“ der Indianer	73
Von der englischen Regierung zum Unterhändler bestellt	74
Die Deutschen müssen zwischen England und Frankreich wählen	78
Weisers Verhandlungen entscheiden das Schicksal Nord- amerikas	80
Weisers Bericht über seine Reise an den Ohio	84
Im Entscheidungskampf um den Besitz Nordamerikas	92
Weiser schützt als Milizenoberst die Grenzen	94
Weiser als Farmer und Wirtschaftsführer	96
Weiser wird der höchste Richter und geistige Führer seiner Landsleute	98
Der Familienvater	101
Weisers Verhältnis zu Religion und Kirche	102
Die Bedeutung der religiösen Gemeinschaft für die Kolonisten	104
Weiser geht ins Kloster	105
Weiser und Bizingendorf	107
Weiser findet in Mühlenberg den rechten Kirchenführer	112
Weisers Tod und Begräbnis	113
Washington an Weisers Grab. Anerkennung in Amerika	115
Weisers berühmte Nachkommen	116